

# Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für Magdeburg und Umgegend.

Die Volksstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Wilhelm Haupt, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Fabian, Magdeburg. Verlag von Hermann Garbaum, Magdeburg. Druck von J. v. a. n. a. Magdeburg. Geschäftsstelle: Jakobstraße 49, Druckpreis 1507. Redaktion: Nr. Wilhelmstraße 5, Fernsprecher 501.

Pränumerando zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährlich (inkl. Bringerlohn) 2 Mt. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Der Preis band in Deutschland monatlich 1 Exempl. 1.70 Mt., 2 Exempl. 2.90 Mt. In der Expedition und den Mitgliedsstellen Vierteljährlich 2 Mt., monatlich 70 Pf. Bei den Postanstalten 2.50 erst. Bestellgeld. Einzelne Nummern (einschl. der Sonntagsbeilage, sowie der Sonntagsbeilage Die Neue Welt) 10 Pf. Anfertigungsgebühr die fünfgepaltene Beilage 15 Pf. Post-Verwaltungskarte Nr. 1920

Nr. 198.

Magdeburg, Sonntag, den 26. August 1900.

11. Jahrgang.

## Steuerzahler! Stadtverordnetenwähler! Arbeiter!

### Die Wählerlisten liegen nur noch bis 30. August aus.

Veräume niemand, der dieses noch nicht gethan hat, die kurze Zeit zu benutzen, um die Wählerlisten einzusehen. Wer jetzt nicht eingetragen wird, kann im Herbst nicht wählen und unterstützt durch seine Lauheit die Sache der Gegner. —

#### Die Wählerlisten liegen aus:

##### Wahlbezirk Magdeburg-Mittstadt

(einschließlich Wilhelmstadt, Werder und Friedrichstadt).

Im Steuerbureau Spiegelbrücke 1 I, Zimmer 9. Personen, welchen die Zeit zur Einsichtnahme fehlt, wollen sich an die Expedition der Volksstimme, Jakobstr. 49, Restaurant Bürgerhalle (Albert Vater), Knochenhaueruferstr., Restaurant Puchlow, Katharinenstr., und Restaurant Luisenpark, Wilhelmstadt, behufs Ausfüllung der dort ausliegenden Formulare wenden.

##### Wahlbezirk Alte und Neue Neustadt.

Im Rathaus. Die Niederlegung der Adressen und Ausfüllung der Formulare kann erfolgen im Restaurant

Kellner, Leopoldstraße (Neue Neustadt) und im Restaurant Lachenmacher, früher Franke, Ottenbergstraße (Alte Neustadt).

##### Wahlbezirk Sudenburg.

Im Rathaus. Adressen nimmt entgegen F. Königstedt, Restaurant Zerbster Bierhalle, Schöningerstr.

Die in den angegebenen Lokalen zu erhaltenden Formulare müssen genau ausgefüllt werden, dan nur auf diese Weise die Einsichtnahme in die Wählerlisten durch einen dritten ermöglicht wird. Niemand veräume, die Wählerlisten entweder selbst

einzusehen oder sich an einer der vorher bezeichneten Stellen zu melden. Das ist unerlässlich, will die Sozialdemokratie im Herbst siegen.

Wahlberechtigt ist jeder selbständige Einwohner mit einem Einkommen von 660 Mark (Steuerfrei 4,68 Mark), der Preusse und 24 Jahre alt ist, seit einem Jahre in Magdeburg wohnt und seit einem Jahre keine Armen-Unterstützung erhalten hat. Chambregarnisten sind selbständig und daher wahlberechtigt. Nur Schlafstellen-Inhaber haben nach einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts kein Wahlrecht. —

Die heutige Nummer umfasst 8 Seiten. Außerdem liegt bei die illustrierte Sonntagsbeilage Die Neue Welt Nr. 34.

### Unvernünftige Wirtschaft!

Haushaltsfragen sind Rechnungsfragen; die besten Hausfrauen sind die, welche gute Rechnerinnen genannt werden dürfen. Denn dieses Operieren mit den Zahlen ist ja heutzutage verzweifelt nötig, sintemalen Fleisch, Brot, Kohlen- und was für Bucherer sonst noch beflissen sind, zu ihrem Gunsten aber sehr zu Ungunsten der wirtschaftlich Schwächeren alles zu verteuern, was die Lebensführung als notwendige Bedürfnisse ansehen muß. Es ist kein geringes Kunststück, das Einnahme- und Ausgabekonto im Gleichgewicht zu erhalten, noch mehr aber, einen Ueberschuß zu erzielen, der auch im privaten Haushaltsbetrieb sogar dringend für unvorhergesehene Fälle gebraucht werden kann. Rechnen, Rechnen und wieder Rechnen, das ist keine schöne, aber eine notwendige Kunst. Und sich hüten vor dem Berechnen! Welche Enttäuschung, wenn man meint, nach sorgfältigster Abschätzung auf einen wenn auch nur kleinen Ueberschuß rechnen zu können, aber am Ende ist doch das Gegenteil da! Dann stellen sich bei unsern lieben Hausvätern und Hausmüttern diejenigen Mienen ein, die man schände aber wahr „lange Gesicht“ nennt. Und wie oft nicht!

Fast noch mehr als im privaten Haushalt ist aber im öffentlichen Leben die Notwendigkeit genauesten Rechnens geboten. Der Staatshaushalt wird durch unrichtiges, besonders durch zu optimistisches Rechnen ruiniert. Bei ihm muß erst recht immer Geld, viel Geld im Beutel vorhanden sein, angefangen nicht nur der großen ordentlichen, sondern oft der noch viel größeren außerordentlichen Ausgaben, die der Staat zu machen hat. Und hier kann man besonders den Segen der parlamentarischen wie der publizistischen Kritik erleben. Dadurch, daß die Staatshaushaltsrechnungen der Deffentlichkeit vorgelegt werden müssen, ist die Möglichkeit genauer Nachrechnung gegeben.

Sie ist auch heuer sehr nötig. Man hat sich in China eine Suppe eingebrockt, die nicht billig kommen wird. Mit überlegenem Lächeln weisen die Herren offiziellen Goldschreiber darauf hin, das abgelaufene Rechnungsjahr habe ja einen Ueberschuß von 32 1/2 Millionen Mark erbracht. Das sei doch staunenswert günstig, also dürfe man schon etwas riskieren. Aber es giebt eben Leute, die können mindestens so gut oder noch besser rechnen als die offiziellen Reichshaushaltsaufmacher. Eugen Richter ist so einer. Er sagt betreffs des Ueberschusses, den wir haben:

Jedes Rechnungsjahr stellt einen Ueberschuß aus dem Vorjahr in Einnahme und überträgt alsdann wieder seinen Ueberschuß in das zweitfolgende Jahr. Auch das vorhergehende Rechnungsjahr 1898 hatte einen Ueberschuß von 30 1/2 Millionen Mark, und in das Rechnungsjahr 1899 welches, wie angegeben, mit einem Ueberschuß von 32 1/2 Millionen Mark abschließt, war ein Ueberschuß von 25 1/2 Millionen Mark aus dem Jahre 1897 übertragen. Wird daher ein Ueberschuß des Vorjahres jetzt anderwärts aufgebraucht, so fehlt diese regelmäßige Einnahme im Etatsjahr 1901. In Ermangelung dieses Einnahmestittels erhöht sich alsdann der Anleihebedarf des Jahres, schließt doch schon das Rechnungsjahr 1899 thatsächlich mit einem Anleihebedarf von 80 Millionen ab, während für das Rechnungsjahr 1900 der

Anleihebedarf etatirt ist auf 73 Millionen, wobei natürlich China-Expeditionen noch nicht in Betracht gezogen sind. Die Verwendung des erwähnten Ueberschusses von 1899 kommt daher thatsächlich einem Vorgriff auf künftige Anleihen gleich.

Man sieht, daß die größte Vorsicht gegenüber den Jubelhymnen der Offiziösen geboten ist. Woher denn der Ueberschuß? So darf man fragen. Hat das Reich ihn erwirtschaftet? Im Gegenteil, denn die Zölle haben 5 1/2 Millionen Mark weniger ergeben, als vorausgerechnet war. Nur dadurch, daß die Reichsbank wegen des hohen Zinsfußes in der Lage war, der Reichskasse 12 Millionen Mark mehr zuzufließen zu lassen, als der Etatsanschlag sagte, ist jener Ueberschuß erreicht worden.

Dabei haben wir längst Mehrausgaben, und zwar größere, als vorgeesehen waren, nämlich 13 Mill. statt 4 Mill. Mark, wovon auf den Marineetat allein fast 11 Millionen entfallen! Die Herren scheinen so wirtschaften, fröhlich sich auf — das Centrum verlassend! Haben wir doch seit dem 1. Juli die herrlichen Plattensteuern, die werden uns doch den Beutel mit Millionen füllen! Netze Millionen à la Späßen auf dem Dache, weiter nichts. Das wolle man wieder aus der klaren Uebersicht ersehen, die Richter giebt. Er sagt: „Unter diesen sollte die neue Schiffahrtsgabegabe jährlich 2 Millionen Mark einbringen. Thatsächlich hat dieselbe im ersten Monat nur 92 981 Mark eingebracht. Diese Plattensteuer wird also schwerlich mehr als 1 Million jährlich eintragen, zumal in den Wintermonaten bei der Einschränkung der Seefahrt geringere Monatseinnahmen zu erwarten sind. Bei den Stempelsteuern auf Kauf- und Anschaffungsgegenstände rechnete man in Folge der Erhöhungen des Tarifs auf eine Mehreinnahme von jährlich 8 Millionen Mark. Der Monat Juli aber hat im Vergleich zu dem Juli von 1899 nur eine Mehreinnahme von 140 000 Mark gebracht. Bei den Stempelsteuern auf die Emission von Wertpapieren wurde der Mehretrag auf jährlich 15 Millionen Mark veranschlagt. Der Monat Juli aber hat zwei Millionen weniger gebracht als der Juli des Vorjahres. Zum Teil mag dies freilich seine Ursache darin haben, daß man sich beeilt hat, die bereits vorbereiteten Emissionen noch vor dem Inkrafttreten der höheren Steuerätze, also im Juni zu bewerkstelligen. Der Ertrag der Stempelsteuer auf Wertpapiere im Juli hat im ganzen noch nicht eine halbe Million Mark ergeben. Der Lotteriestempel ist bekanntlich verdoppelt worden, er soll künftig jährlich 22 Millionen Mark mehr einbringen. Doch werden bekanntlich diejenigen Lotterien von der erhöhten Steuer nicht getroffen, deren Plan schon vor dem 1. Juli genehmigt worden ist, vorausgesetzt, daß das Spiel bis zum 1. Januar des künftigen Jahres abgeschlossen ist. Die höhere Steuer auf den Totalisator kommt überhaupt erst mit dem 1. Januar 1901 zur Erhebung. Neben den erhöhten neuen Stempelsteuern sind bekanntlich auch die Zölle auf Schaumwein, auf Brantwein und Bier mit dem 1. Juli erhöht worden. Die Zolleinnahmen im Monat Juli ergeben aber ein Minus von ungefähr 700 000 Mark. Das ist kein Wunder, da man sich natürlich beeilt hat, noch vor dem 1. Juli so viel wie möglich von den betreffenden Waren zu den niedrigen Steuerätzen zu

verzollen. Das gilt namentlich von dem Brantwein und dem Schaumwein. Man hat sich im Juni zu dem bisherigen Zollsatz sogleich noch für das ganze Jahr 1901 mit Schaumwein verjagt. Im ganzen haben die Zölle, Verbrauchssteuern und Stempelsteuern des Reiches in dem ersten Drittel des laufenden Jahres 14 Millionen Mark mehr als im Vorjahre ergeben. Für das ganze Jahr aber ist ein Plus von 34 1/2 Millionen Mark erforderlich, wenn auch nur der Etatsanschlag erreicht werden soll.“

Trotz alledem geht es weiter mit verhängten Bügeln in das Chinaabenteuer hinein. Hätten wir unendlich viel Geld, so wäre es noch immer nicht mit dem Scheine eines vernünftigen Grundes zu rechtfertigen, für die Chinaaffäre das kostbare Geld zu verthun, da wir im Innern bis auf den Pfennig alles für notwendige Kulturaufgaben auszugeben Anlaß im Uebermaß hätten. Aber wir haben so wenig Geld in unsere Beutel zu thun, daß die Verwendung für die Mackekriegerei in China erst recht nicht gebilligt werden kann. Sie bedeutet eine Leerung unserer Staatsbeutel von dem wenigen, das darin ist, welche um so schlimmer ist, als die verfassungsmäßige Finanz zur Brüftung unserer Staatsausgaben, der Reichstag, erst hinterher die — Schuldenmacherei im großen zu genehmigen haben wird. Er thut das ja sicherlich. Der ultramontane Herr Müller-Gulda fühlt sich ja dazu erkoren, als rettender Engel zu fungieren, damit das deutsche Volk immer mehr hineingeritten werde in solche — unvernünftige Wirtschaft in der man bei kleinen Einnahmen riesige Ausgaben macht. —

### Die Lage in Peking

Ist noch nicht ganz klar. Insbesondere liegt noch keine glaubigste Meldung über den Verbleib der Kaiserin-Witwe, des Kaisers und des Prinzen Tuan vor. Während ein Bericht die ursprüngliche Lesart wiederholt, wonach der ganze Hof nach Sinangfu geflohen sei, wird von anderer Seite auf Grund einer angeblichen Mitteilung des totgesagten Nuanstschai an Si-Hung-Tschang gemeldet, der Kaiser habe die Hauptstadt nicht verlassen, weil die Umgegend durch mißvergnügte chinesische Soldaten unsicher gemacht sei. Bei der Persönlichkeit Kwangjü ist es jedoch nicht wahrscheinlich, daß dieser seinen eigenen Willen der Kaiserin gegenüber durchgesetzt habe, und es wäre nicht zu erklären, wenn diese dem von ihr geleiteten Kaiser gestattet hätte, allein in Peking zurückzubleiben. Eine dritte Meldung versichert, die Kaiserin und Tuan seien auf der Flucht von japanischen Truppen ergriffen worden. So lange die Frage nach dem Verbleib der bisherigen Machthaber nicht beantwortet werden kann, ist es schwer, sich über die Umstände zu äußern, unter denen zwischen China und den Mächten verhandelt werden kann.

Die Verbündeten haben vielleicht auch damit zu rechnen, daß ihre Verbindungslinie mit dem Meere unterbrochen wird. Es liegt auch aus Tientsin eine Meldung — leider ohne Datum — vor, die von neuen Truppenansammlungen der Chinesen spricht. Sie lautet: Der Feind hat zwei große Lager mit Kavallerie im Südwesten. Alle hiesigen Truppen erhielten Marschbefehle. Es wird ein Gefecht erwartet. Die Verbindungslinie mit Peking ist in keinem befriedigenden



Interesse sind. Eine Mehrausgabe von über 4000 Mark wird dadurch erforderlich, daß man die Fluchtlinie der Kaiser-Wilhelmstraße plötzlich anschieben und sie nun gerade legen will. Obige Summe wird erfordert durch Grunderwerbungen, Pflasterverlegungen usw. Wir glauben denn doch, daß die Fluchtlinienkommission schon etwas früher die Ueberzeugung haben konnte, daß eine gerade Straße besser ist als eine krumme. Der neueste Beschluß schmeckt etwas nach — Schuppenstubi oder Schilbburg.

**Fernverkehr.** Nunmehr sollen wir in unserer Gemeinde Gasbeleuchtung erhalten. In der letzten Gemeindeversammlung wurde u. a. beschlossen, die Gasbeleuchtungsanlage zum 1. September d. J. fertig zu stellen. Vom genannten Tage ab läßt denn auch, der mit der Firma Franke & Bremen abgeschlossene Vertrag, nach welchem allein diese Firma befugt ist, Gas zu Versorgungs-, Heiz- oder Kraftzwecken hier abzugeben. Der Vertrag ist auf eine Dauer von vierzig Jahren abgeschlossen worden.

**Gummern.** Am Mittwoch verunglückte der Arbeiter Karl Schröder im Wallenstedtschen Bruch dadurch, daß er eine Lowry Steine vor dem Entgleisen bewahren wollte und diese ihm dabei über den Fuß lief. Die Lowry war soeben (um 7/8 Uhr abends) von der Maschine aus dem Steinbruch herausgezogen worden und sollte an den Ausblechlag gebracht werden. Dabei mußte eine etwas abschüssige Rinne passiert werden. Der Arbeiter Schröder wollte nun verhindern, daß die Lowry an der Rinne aussetze (was schon öfter vorgekommen war). Er versuchte sie hinüber zu drücken, wobei er einen Fehltritt that und mit dem linken Fuß unter die Kläder der Lowry geriet. Es wurde ihm sofort vom Bruchmeister ein Notverband angelegt. Die Verletzung ist derartig schwer, daß sofort ein Arzt geschickt werden mußte.

**Seehausen (Kreis Wangen).** Am 24. August, morgens 4 Uhr brannten hier 2 Dienen mit diesjährigem Stroh vollständig nieder. Der eine war Eigentum des Schmiedemeisters Fromme, der andere gehörte dem Mühlenbauer Wille. Beide Dienen waren versichert. Man vermutet Brandstiftung.

**Meine Chronik.**

Zur Koniger Mordaffäre. Nach dem Koniger Tageblatt wird der wegen Mordverdachts in Untersuchungshaft befindliche Präparateur Speißiger auf Antrag seiner Verwandten in eine Freianstalt zur Beobachtung seines Geisteszustandes übergeführt werden.

Nach Ansicht der Koniger Zeitschrift von Speißiger, der bekanntlich Aussagen bezüglich des Verlehrs des ermordeten Winter mit anderen Personen beschworen hat und hierbei einen Meineid geleistet haben soll, geistig völlig normal sein. — An diesem Freitag sollen die beiden noch dort befindlichen Kompanien durch andere aus Grauberg kommende abgelöst werden.

Der Mischel aus dem Ruchthaus entlassene Schneider Barck feuerte auf den Polizeiergeanten Franke in Gletwiz seinen Revolver ab; der Beamte wurde schwer verwundet, Barck wurde Mischel und entkam. Der Grund zur That soll Mache sein.

Nach Unterschlagung von 17700 Mark ist seit Mittwoch der Fahrkartenausgeber Vrow aus Straßburg flüchtig geworden. Die unterschlagene Summe bestand aus dem für Fahrkarten eingenommenen Erlös, hiebzehntausend Mark waren in Gold, das übrige Papiergeld. Der Defraudant, dessen Fluchtichtung völlig unbekannt ist, ist 36 Jahre alt und verheiratet.

Bei einer Sauerstoffexplosion in Vertin wurde einem Arbeiter durch die gewaltige Kraft der Kopf vom Klump abgerissen, und der Körper mehrere Meter weit fortgeschleudert. Dem dabeistehenden Meister wurde die Brust aufgerissen. Durch den Luftdruck zerbrachen sämtliche Fensterscheiben in der Fabrik.

In Ustward. In einem Kornfelde in der Nähe von Norburg auf Wiesen wurde von Centarbeitern die gräßlich verkümmerte Leiche eines 13jährigen Mädchens, Tochter der Witwe Nielsen, aufgefunden. Ein Arm und Bein waren abgetrennt, außerdem wies der Körper zahlreiche Messerstiche auf. Es liegt Mord vor. Der Täter ist unbekannt.

Bei dem Fernsprechamt in Warmen hat sich Donnerstag vor-mittag ein schwerer Unfall ereignet. Von einer Firma in Unterbarrien wurde beim Amt eine Verbindung gewünscht. Durch übermäßiges Drehen der Kurbel des Fernsprechapparats der betreffenden Firma, während die Verbindung schon hergestellt, wurde der Induktionsstrom so stark, daß die Telephonistin, die den Apparat bediente, ohnmächtig niederstürzte. Als die Dame das Bewußtsein wiedererlangte, hatte sie das Gehör verloren, und es ist leider zu befürchten, daß die Dame dauernd taub bleiben wird.

Ein furchtbarer Brand hat in der russischen Kreisstadt Matar, je im Gouvernement Mtschui-Norogowod mehr als 200 Wohnhäuser, vier Kirchen und sämtliche amtlichen Gebäude eingeäschert. Tausende Menschen sind verbrannt. Das Elend ist groß.

Eine furchtbare Feuersbrunst zerstörte in Wodeaur eine Holz- und Kohlenverlager, in der 50 000 Tonnen Kohlen lagerten. Sieb-

zehn Häuser der Umgebung wurden eingeschmolzen. Der Schaden betrug mehrere Millionen.

**Vereine, Versammlungen, Vergnügen.**

**Freie Ostland-Gesellschaft Magdeburg.** Heute, Sonntag, nachmittags 5 Uhr, hält Herr Dr. Kramer im Gemeindegarten, Marktstr. 1, einen Vortrag über: „Der Kampf für und gegen das Gute.“ Der Zutritt ist jedermann gestattet.

**Sonntagsabend, 25. August:**

Allgemeine Kranken- u. Sterbefälle der Metallarbeiter, Filiale Friedr. Schab. Abends 8 1/2 Uhr zahlreich im Restaurant von Heinrich Finke, Thurnschanzenstr. 4.

Central-Kranken- u. Sterbefälle der Tischler u. a. gewerblichen Arbeiter, Filiale Sudenburg. Zahlreich bei Rosche, Braunschweigerstr.

**Sonntag, 26. August:**

Stattbesuch Einigkeit Neustadt. Jeden Sonntag Zusammenkunft bei Rathlef, Umfassungsstraße 21.

Sudenburg. Central-Kranken- u. Sterbefälle der Deutschen Wagenbauer. Nachmittags 3 Uhr Versammlung (Wahl der Delegierten zur Generalversammlung) und zahlreich bei Strumpf.

Fernverkehr. Allgemeine Kranken- u. Sterbefälle der Metallarbeiter. Jeden Sonntag früh 12 bis 1 Uhr Entgegennahme von Beiträgen und Auszahlung des Krankengeldes sowie Aufnahme von Mitgliedern.

Wolmirstedt. Verband der Bau-, Erd- und gewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands. Zahlreiche Wolmirstedt. Jeden Sonntag vor dem 1. und 15. Mitgliederversammlung im Gasthof zum Schwan.

**Montag, 27. August:**

Arbeiter-Madsfahrerkreis Einigkeit, Alte Neustadt. Jeden Montag abends 8 Uhr Lesungsstunde im Saalhofen bei Herrn Bernhardt Spröde, Restaurant zur Krone, Moldenstraße.

Fernverkehr. Kegelschützen „Gut Holz“. Jeden Montag abends 8 Uhr Lesungsstunde bei Hausch.

**Brez-Kommission!** Dienstag Sitzung.

**Öffentliche Versammlung**  
**der Sozialdemokraten Magdeburgs**  
 am Donnerstag, den 30. August  
 abends 8 Uhr  
 im Dreikaiserbund, Gr. Storchstr. 7.

Auf der Tagesordnung stehen außer der  
 Stellungnahme zum diesjährigen Parteitag  
 auch die Beratung des  
**internationalen Kongresses**  
 und etwaige Anträge; ebenfalls müssen die  
**Delegierten-Wahlen**  
 vollzogen werden. Die Parteigenossen und Genossinnen  
 aller Stadtteile werden ersucht, recht zahlreich zu er-  
 scheinen.  
 Der Vertrauensmann.

**An die Metallarbeiter von Magdeburg und Umg.**  
 Montag, den 27. August, abends 7 Uhr:

**Große öffentliche Metallarbeiter-Versammlung**  
 im Luisenpark, Spielgartenstrasse 1c.

Tages-Ordnung:

1. Die Aussperrung der Hamburger Werftarbeiter durch die Unternehmer-Organisation unter der Leitung der Scharfmacher.  
**Referent: August Junge, Hamburg.**
2. Der Arbeitsnachweis der Metallindustriellen Magdeburgs und die Behandlung der Arbeiter durch denselben; derselbe als Werbestation für Arbeitswillige nach Hamburg.

Metallarbeiter! Kollegen! In Hamburg haben die Unternehmer 6000 Metallarbeiter, ob organisiert oder unorganisiert, junge und alte Männer aus der Arbeit gejagt. Warum? Weil eine geringe Zahl Meier einen 2 Pfennig höheren Akkord-Abschlag pro Stunde forderten. Metallarbeiter! Um diese Leute zu zwingen, von ihren Forderungen Abstand zu nehmen, wurden 6000 Metallarbeiter auf das Straßenpflaster geworfen. Mit dieser brutalen Handlungsweise, daß die Familienangehörigen der Ausgesperrten dem Hunger preisgegeben sein sollen, will man die Arbeiter willen- und rechtlos machen. Die Hamburger Metallarbeiter halten solche Schläge ab, sie parieren gut. Bis jetzt sind die Ausgesperrten kampfesmutig und zu Kreuze kriechen sie nicht. Die Organisation und Opferfreudigkeit der Hamburger Arbeitererschaft liefern die Mittel zum Kampfe.

Metallarbeiter Magdeburgs! Auch wir können und werden von unseren Unternehmern ebenso behandelt. Diese Gleichheit der Verhältnisse schafft bei uns die Sympathie für unsere ausgesperrten, tapferen Kollegen. Diese Sympathie wollen wir in der oben benannten Versammlung den Scharfmachern in aller Öffentlichkeit zeigen. Die Versammlung findet gleich nach Schluß der Arbeit statt. Agitiere jeder für den Besuch.

Kollegen! Ueberall sorgen unsere Kollegen für materielle und moralische Unterstützung der Opfer des Hamburger Scharfmachertums. Auch wir müssen unsere Schuldigkeit thun. Der zweite Punkt: Metallindustriellen-Arbeitsnachweis, erfordert ebenfalls das Interesse aller Metallarbeiter. Zu den Thaten, die in diesem Nachweis gegen die Arbeiter unternommen werden, muß Stellung genommen und die Öffentlichkeit über den wahren Wert dieses Instituts informiert werden.

**Diesdorf.**

Am Sonntag, den 2. September  
 feiert der  
**Arbeiter-Gesang-Verein**  
 sein  
**I. Stiftungsfest.**

Gäste, durch Mitglieder eingeladen, haben Zutritt.  
 Das Komitee.

**Centralverband der Maurer Deutschlands**  
 Poststelle Magdeburg.

**Versammlung**  
 am Dienstag, den 28. August im Dreikaiserbund, Storchstr. 7.  
 Tages-Ordnung:  
 1. Gewerkschaftsstatut u. obligatorische Einführung von Beiträgen zum Arbeitsnachweis.  
 2. Verbandsangelegenheiten.  
 3. Verschiedenes.

Kollegen, erscheint zahlreich in der Versammlung, da es sich um eine Mehr-  
 beauftragung der Mitglieder handelt.  
**Bitte beachten!**  
 Mein Lager in Schuhwaren, sowie Herren u. Schmucksachen  
 ist bestens assortiert und gebe zu den billigsten Preisen ab.  
**H. Burghausen, Fernersleben.**

**Sargmagazin** Sudenburg, Friedens-  
 straße 3, empfiehlt bei  
 vorkommenden Fällen. Wth. Müller.

**Zahn** erfah. nach besten Systemen  
 zu bill. Preisen mit Garantie.  
**Rud. Barfels**  
 Budkan Schönebergstraße 29/30, Ecke  
 Gärtnerstraße. 2195

Unheilbare Krankheiten  
 werden mit anerkannt bestem Erfolge  
 behandelt durch  
**Visser, homöopathischer Prakt.**  
 Magdeburg, Jakobstr. 3.  
 Sprechstunden v. 11—4 Uhr; Donnerstags  
 keine Sprechstunden. 2921









# Buckskin- und Kleiderstoff-Reste J. Kirstein

Gelegenheitskäufe, modern und fehlerfrei, große Auswahl zu ganzen Anzügen, Hosen und Kleidern passend. 2224 Eingang nur Himmelreichstrasse.

## Möbel

### auf

## Abzahlung.

Mein Möbel- und Polsterwaren-Lager zur Ergänzung einzelner Möbelstücke, wie auch zur vollständigen Neuerrichtung ist reichhaltig sortiert und empfehle daher, wer sich der Unnehmlichkeit teilhaftig machen will.

### Möbel auf Abzahlung

ebenso billig zu kaufen wie gegen bar, vertrauensvoll an Magdeburgs großen Abzahlungs-Bazar von **S. Osswald**, Magdeburg, nur Alte Ulrichsstr. 14 I., vis-à-vis der Ulrichskirche zu wenden. Besonders empfehlenswert für

### Braut-Ausstattungen

Bettstellen und Matratzen, Schränke, Vertikows, Nachttische, Waschtische, echt und lackiert, Spiegel, Tische und Stühle, Sophas, Divans und Plüschgarnituren.

Große Auswahl Kinderwagen, Gardinen und Teppiche.

Anzüge, Sommer-Paletots, Hosen Westen usw.

Damen-Sommer-Jackets, tragen Damenkleider, Mädchenmäntel usw.

Kleiderstoffe, Bettzeuge, Stiefel, Hüte und Schirme, sowie sämtliche Manufacturwaren.

Anzahlung ein kleiner Teil. Abzahlung nach Uebers Einkommen von 1 Mk. an.

**Kunden und Beamte** auch ohne Anzahlung.

**S. Osswald**, Möbel- u. Waren-Kredit-Geschäft,

Magdeburg, Alte Ulrichstraße 14. I., vis-à-vis der Ulrichskirche.

Beamte erhalten eventl. auch Kredit nach ausserhalb ohne Anzahlung.

Bitte anfragen!!

## Möbel!

Nussbaum

und Birken

echt und imitiert.

## Preis-Courant

für Brautleute.

Kleiderschränke	22-75 Mk.
Vertikows	35-80 Mk.
Bettstellen	20-30 Mk.
Bettspiegel	7-21 Mk.
Stegische	10-26 Mk.
Eßtische	10-12 Mk.
Ausrichtische	22-50 Mk.
Nachttische	3-4 Mk.
Waschtische	6-7 Mk.
Muschelstühle	8-11 Mk.
Zimmertisch m. Stuhlchen	39-85 Mk.
Buffets	130-250 Mk.
Bücherschränke	110-150 Mk.
Seviciertische	10-20 Mk.
Bettstellen mit Matratzen	18, 21, 30, 35-70 Mk.
Waschtisletten	20-40 Mk.
Nachttische	12-18 Mk.
Protol-Divans	28-45 Mk.
Plüsch-Divans	50-65 Mk.
Maquet-Divans	55-70 Mk.
Verier-Divans	75 Mk.
Taschen-Divans	75-90 Mk.
Muschel-Divans	90-110 Mk.
Bancet-Divans	110-250 Mk.
Chaiselongnes	25-50 Mk.
Plüschgarnituren	von 95 Mk. an
Küchenschränke	22-33 Mk.
Küchenbuffets	35-48 Mk.
Küchentische	3 Mk.
Küchensitze	9-12 Mk.
Anrichten	18-21 Mk.
Simmerschränke	12-15 Mk.

und noch 1000 andere Möbel ebenjo stammend billig.

Nur reelle, gediegene Möbel.

Längjährige Garantie.

Eigene Werkstätten.

Julius Rosenberg

8 Katharinenstr. 8.

Zahnatelier Wilhelmstadt.

Otto Danneberg

Gr. Duesdorferstraße 35 II.

August Schumm

Zudenburg

Braunschweigischestraße 19.

Jakobsstraße 50.

## Ewa!

Im Paradies lag lang im Graze  
Der Adam frohlich auf der Nase  
Da kam - die Uhr schlug gerade vier -  
Die Ewa durch die Gartentür  
Zu feinsten Zergeltblau-Kostüm!  
Sie ging sehr freundlich hin zu ihm  
Und drückte ihm zärtlich und gesund  
Die Zeitung in die starke Hand!  
Da - ruft er - gegen wenig Kaffe  
Schläft Beiden, 50 Jakobstraße,  
Zest Anzüge und Paletots  
Ja wirklich ganz sportbillig los.  
So holte Adam schon die Klust sich  
Aus Jakobstraße, Kaufhaus 50.

Sommer-Paletots	12-28 Mk.
Jackett-Anzüge	14-40 Mk.
Rock-Anzüge	21-42 Mk.
Jünglings-Anzüge	7-15 Mk.
Knaben-Anzüge	2.50-10 Mk.
Einzelne Jackets und Hosen	2-12 Mk.

Sämtliche Schwestern für Herren, Damen und Kinder enorm billig.

Arbeitergarderobe ebenfalls sehr billig.

Kaufhaus

## Max Zehden

50 Jakobsstr. 50

Einzig derartiges Etablissement Magdeburgs

Jakobsstraße 50.

## Oskar Schurig, Uhrmacher

vorm. Willibald Lange

Magdeburg-Wilhelmstadt, Große Duesdorferstraße 215

empfehlen

dem geehrten Publikum sein großes Lager in

Uhren, Goldwaren u. optischen Sachen

zu den billigsten Preisen.

Reparaturen werden prompt und sauber ausgeführt.

\* Gut erh. Kinderwagen billig zu verkaufen. Eine elektrische Nachtlampe zu verkaufen Weinbergstraße 4, S. I. III Tr. Eine elektrische Nachtlampe zu verkaufen Kamekestr. 8a, bart. I.

## Carl Julius Braun

Leder-, Schäfte- und Schuhmacherbedarfsartikel-Handlung

Buckau, Schönebeckerstraße Nr. 48

hält sich bei Bedarf bestens empfohlen.

## H. Reichardt

Schuh-Geschäft

Neustadt, Breiteweg 120a

empfehlen in großer Auswahl

## Schuhe und Stiefeln

in solider Ware zu billigsten Preisen.

## A. Friedländers

Waren- und Möbel-Kredit-Haus

Breiteweg 118

zwischen Braunschweig- und Zischoffstraße

liefert Waren jeder Art

auf Teilzahlung

von 1 Mark pro Woche an.

Ältestes Geschäft dieser Art am Platze.

Gegründet 1872.

## Schuhwaren-Handlung

## Max Maart

Neustadt, Breiteweg 105

empfehlen

sein großes Lager in Stiefeln u. Schuhen, braunen Knopf- und Schnürstiefeln, braun. Knopf- u. Spangenschuhen für Herren, Damen und Kinder in solider Ware zu mäßigen Preisen.

## Dampf- und Kur-Badeanstalt

Große Schulstraße 4

empfehlen sich für alle Bäder für Damen und Herren; von 8-12 Uhr offen.

Sonnenbäder.

Damen von 9-12 Uhr vorm., Herren die übrige Zeit. Dasselbst auch

Elektrische Sitzungen.

1/2 Duzend Karten 3 Mk.

W. Fröhbrodt.

Dreiräder, Kinderwagen zu verkaufen

Apfelstraße 13, II., Eaß.

## Möbel, Spiegel und Polsterwaren

reelle Arbeit, empfiehlt 801

C. Dittmar, Tischlermeister

Fischerfruchtstraße 26.

Ein wachsender Tadelhund zu verkaufen

Braunschweigstr. 65, S. II.

Achtung!

Maurer, Steinsetzer, Zimmerleute, Dachdecker, Montevener, Schlosser, Tischler, Fleischer, Glb- und Gasarbeiter usw. empfehle meine doppelt genähten

Lederhosen

in allen Farben von den leichtesten bis schwersten Qualitäten mit und ohne Klappe. 863

Bestellungen hierin gern nach Maß.

Kadellaster Schnitt u. gute Verarbeitung

A. Furcht, Magdeburg

6 Johannisstr. 6.



# Die Zeitungs Welt

Nr. 34

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1900

## Am Wege.

Roman von Herman Bang.

(Fortsetzung.)  
Die Tauben flatterten zu Frau Bai herab und pickten die Körner auf.  
„Marie,“ sagte Frau Bai, „sieh nur, wie schön die gefleckte Taube ist.“  
Marie, das Dienstmädchen, erschien in der Küchenschürze und sprach über die Tauben. Frau Bai leerte die Futterkassette. „Einige von den Tauben müssen nun zu Bai's P'houibregesellschaft geschlachtet werden,“ sagte sie.  
Sie ging die Treppe hinauf: „Wie frisch es jetzt dunkel wird,“ sagte sie, indem sie hinein ging.  
Im Zimmer herrschte Dämmerung, aber es war warm drinnen, wenn man von draußen kam. Frau Bai setzte sich an's Klavier und spielte.  
Sie spielte nie außer der Dämmerung und stets dieselben drei, vier Melodien, sentimentale kleine Lieder, die sie schleppend und langsam spielte, alle mit demselben Vortrag, so daß sie alle einander gleichen.  
Wenn sie da saß und spielte in dem dunklen Zimmer, dachte Frau Bai stets an ihr Elternhaus. Sie waren viele Geschwister gewesen und hatten daheim stets viel Abwechslung gehabt.  
Sie war die Älteste von Allen gewesen. Als der Vater noch lebte, war sie noch so klein, daß sie bei Tisch kaum an den Teller reichen konnte.  
Der Vater pflegte auf dem Sopha in Hemdärmeln zu sitzen und um den Tisch herum standen alle Kinder und langten nach dem Essen.  
„Gerade stehen, Kinder,“ sagte der Vater. Er sah mit seinem breiten Rücken vornüber gebeugt da, die Arme weit auf den Tisch gelegt.  
Die Mutter ging hin und her, holte und brachte das Essen.  
Franzen in der Küche aßen alle Lehrlinge aus der Werkstatt an einem langen Tisch. Sie lachten und zankten sich, so daß man es durch die Thür hören konnte, und plötzlich gerieten sie aneinander, daß man glauben konnte, das Haus stürze zusammen: „Was macht Ihr für einen Lärm?“ rief der Vater, und schlug drinnen in der Stube auf den Tisch.  
Franzen in der Küche wurde es ganz still: nur ein leises Tappen eines Einzelnen, der nach dem Gefesse etwas unter dem Tisch suchte.  
„Kreuzdornwetter!“ rief der Vater.  
Nach dem Mittag schlief er eine Stunde auf dem Sopha. Er erwachte auf den Stodenschlag: „Jetzt hat man wohl ausführlich über das Beste der Stadt nachgedacht,“ sagte er, und trank seinen Kaffee, ehe er nach der Werkstatt ging. —  
Als der Vater starb, wurde es freilich ganz anders. Kathinka kam in ein Institut mit den Töchtern des Konsul Laffon und Bürgermeisters

Fanny. Und sie wurde auch in das Haus des Konsuls eingeladen. . . Die anderen Geschwister kamen alle fort, sie allein blieb bei der Mutter.  
Diese Jahre waren Kathinka's beste Zeit dort in der kleinen Stadt, wo sie Alle kannte und alle sie kannten. Des Nachmittags saßen die Mütter und sie im Wohnzimmer, jebe an ihrem Fenster auf dem Fensterritt — die Mutter hatte das Fenster mit dem „Ausguckspiegel“ — Kathinka stakete „französisch“ oder las.  
Die Sonne fiel in hellen Streifen durch die Blumen am Fenster und über den weißen Parkboden. . .  
„Thinka,“ sagte die Mutter. . . „da kommt Ida Levy. Steh nur, sie hat den gelben Hut auf!“  
Kathinka sah auf: „Sie geht zur Klavierstunde,“ sagte sie.  
Ida Levy ging vorüber. Da wurde geguckt und genickt; sie fragte mit den Fingern, ob sie zum Halbzeuhrzug kämen.  
„Es ist doch gräßlich, wie Ida Levy ihre Haken schief tragt,“ sagte Thinka, die ihr nachsah.  
„Das hat sie von ihrer Mutter.“  
Einer nach dem Andern geht vorüber, der Gutsverwalter und zwei Leutenants, der Gerichtsschreiber und der Doktor. Sie grüßen und von oben nickt man ihnen zu und macht eine Bemerkung über Jeden.  
Sie wissen, wohin ein Jeder geht und was er da will.  
Sie kennen jedes Kleid und jede Blume auf einem Hut. Und sie machen jeden Tag dieselben Bemerkungen über dieselben Dinge.  
Minna Helms ging vorüber und nickte.  
„Sahst Du Minna Helms?“ fragte die Mutter.  
„Ja.“ Und Kathinka sieht ihr nach und schneidet Grimassen in der Sonne.  
„Sie hat auch bald einen neuen Mantel verdient,“ sagt sie.  
„Die Kleinsten — woher soll sie den bekommen?“ Die Mutter sieht in den Spiegel. . . „Ja — miserabel sieht er aus,“ sagt sie. „Ich glaube auch, sie könnte ihn unten herum einlassen. Aber es ist wohl so, wie Frau Noes sagt — Frau Helms hat nur wenig, aber sie thut auch wenig.“  
„Wenn doch der Gerichtsschreiber Ernst machen wollte,“ sagte Kathinka.  
Die Uhr wurde fünf, und die jungen Mädchen holten einander zu einem Spaziergang ab, und zu Zweien gingen sie die Straße auf und nieder und begegneten sich und blieben in Gruppen stehen und lachten und schwatzten und trennten sich wieder. . .  
Über des Abends nach dem Thee zum Halbzeuhrzug waren die Mütter mit und es ging stiller zu auf dem Wege nach der Station.

„Kathinka,“ rief die Mutter, die mit Frau Levy voranging: „siehst Du Herrn Lieutenant Bai. . . er hat also heute Abend keinen Dienst. . .“  
Herr Bai ging vorüber und grüßte. Und Kathinka nickte ihm zu und wurde roth, denn ihre Freundinnen neckten sie stets mit Herrn Bai. . .  
„Dann will er wohl hin und Kegel spielen,“ sagte Frau Levy.  
Des Sonntags gingen sie in die Kirche zum Hauptgottesdienst. Alle waren festlich gekleidet und sie sangen so, daß es an den Gewölben widerhallte, während die Sonne durch die großen Chorfenster schien. In der Kirche neben Thora Berg zu sitzen war eine Qual.  
Sie trieb während der ganzen Zeit, so lange der Prediger auf der Kanzel war, allerlei Motria, bald kiffte sie Kathinka in den Arm, bald spottete sie über den alten Prediger.  
Ja, Thora Berg war bei allen Thorheiten die Anführerin.  
Des Abends flog ein Regen von Sand und kleinen Steinen gegen Thinka's Fenster. . .  
Und sie hörten ein Lärmen und Lachen, das die ganze Straße hinab schallte.  
„Das ist Thora mit ihren Freundinnen, die aus der Gesellschaft kommen,“ sagte Thinka. „Sie sind beim Bürgermeister gewesen.“  
Thora eilte durch die Straßen, wie die wilde Jagd, gefolgt von allen jungen Herren. Die ganze Stadt konnte es hören, wenn Thora Berg aus einer Gesellschaft heimkehrte.  
Kathinka war Thora Berg die Liebste. Sie bewunderte sie und folgte ihr stets mit den Augen, wenn sie zusammen waren. Wohl zwanzig Mal des Tages sagte sie daheim: „Das hat Thora gesagt. . .“  
Eigentlichen Verkehr hatten sie nicht mit einander, aber des Nachmittags, wenn sie spazieren gingen, oder draußen im Pavillon, wo die Abonnementskonzerte der Militärcapelle an jedem zweiten Mittwoch stattfanden, da sprachen sie mit einander. Kathinka wurde stets ganz purpurroth, wenn sie sich begegneten. . . Im Pavillon hatte sie auch die erste Bekanntschaft mit Bai gemacht. . . Er hatte gleich am ersten Abend am meisten mit ihr getanzt.  
Wenn sie Schlittschuh liefen, forderte er sie immer auf, mit ihm zu laufen — es war, als flögen sie, fast als trüge er sie. . . Er verkehrte auch zu Hause bei ihnen. . .  
Alle Freundinnen neckten sie, und in der Gesellschaft beim Bettel schreiben kamen stets ihre Namen zusammen, und dann entstand immer ein allgemeines Gekicher.  
Und daheim sprach die Mutter unablässig von ihm.

schlachtet werden. zu jüngsten Nachrichten bemerkenswert und fast ausschließlich die — allerdings über England kommenden und verborren halten. Tokio. Prinz Ching und Wangwenhsao sollen sich in Peking ansetzen zum Antritt ihrer Anwesenheiten aus

Dann kam ihre Brautzeit. Sie hatte also stets jemand, mit dem sie gehen konnte, am Sonntag zur Kirche, und im Winter, wenn sich Schauspieler im Orte befanden, in's Theater, und immer . . . Und als Bai eine Anstellung erhielt, da kam die arbeitsreiche Zeit mit der Aussteuer und der Einrichtung und was sonst dazu gehörte. Die Freundinnen halfen ihr, alle die Namen zu flicken und bei Altem, was gestimmt werden mußte.

Es war zur Sommerzeit und sie saßen oben in der Kanoe zusammen. Die Nähmaschine raffelte. Eine fältete die Säume, eine Andere befestigte die Enden. Und die Freundinnen neckten sie und lachten und pöblich sprangen sie auf, liefen in den Garten hinaus und rannten unter Lärm und Lachen, wild wie eine Herde Füllen, um den Mäsenplatz.

Thinka war die Stillste von ihnen. Das war ein Geflüster unter den Freundinnen in allen Ecken und es fanden Zusammenkünfte bei Levys statt, wo sie den Teppich stellten, auf dem Thinka als Braut vor dem Altar stehen sollte und Singübungen für Gesänge, die im Chor gesungen werden sollten.

Dann kam der Tag und die Trauung in der geschmücktesten Kirche — sie war ganz voll von Menschen, Gesicht an Gesicht. Oben bei der Orgel standen alle die jungen Mädchen. Thinka nickte zu ihnen hinauf, dankte und weinte von Neuem. Sie hatte die ganze Zeit geweint wie eine Wasserleitung.

Und dann kamen sie hierher — in die Stille. Im Anfang ihrer Ehe war Thinka stets schreckhaft und ängstlich, als ob jemand sie überfallen wollte.

Da war so Vieles, was sie sich nicht gedacht hatte, und Bai war so gewaltig in Vielem, wobei sie selber fast nur liti und duldete, eingeschüchtert und unsicher, wie sie war . . . Sie war auch so ganz fremd hier und kannte Niemand.

Später kam eine Zeit, wo sie empfänglicher wurde — doch meistens nur lässig in sich versinken, wie es in ihrer ganzen Natur lag.

Sie saß drinnen bei ihrem Mann im Bureau mit ihrer Hätelei und sie sah ihn an, wie er über seinen Tisch gebeugt da saß — das Haar, das sich leicht lockte, fiel ihr ein wenig in die Stirn.

Sie erhob sich und ging zu ihm hin, schlang den Arm um seinen Hals und wäre am liebsten so bei ihm stehen geblieben, still — wäre ihm gern lange so nahe wie möglich gewesen.

„Mein Kind, ich schreibe ja,“ sagte Bai. Sie beugte den Nacken an seinen Mund, und er küßte ihn.

„Darf ich jetzt schreiben?“ fragte er, indem er sie noch einmal küßte.

„Schreibmaschine!“ sagte sie und entfernte sich.

Das Jahr verging. Kathinka glitt mit den Zügen, die kamen und gingen, in's Leben hinein und unter die Leute der Umgegend, die reisten und wieder heimkehrten, Neues brachten und nach Neuem fragten.

Sie fand Umgang mit den Leuten, die in der Gegend wohnten. Dazu trugen Bai's L'hombrepartien viel bei, denn jedes zweite Mal begleiteten die Frauen ihre Männer.

Und dann hatte sie den Hund, die Tauben und den Garten. Im Nebrigen gehörte Frau Bai nicht zu den beweglichen Naturen. Sie bekam nie so viel zustande, daß ihr die Zeit lang wurde. Sie brauchte lange Zeit zu jedem einzelnen Dinge und ihr Mann nannte sie: „Kommemorgen“.

Kinder bekam sie nicht. Als Kathinka's Mutter starb, erhielten sie die Erbschaft ausgezahlt. Für zwei einzelne Menschen befanden sie sich im Wohlstande und hatten Alles verkauft.

Bai liebte es, gut zu essen, und bezog aus der Stadt viel von gutem Wein. Er legte sich etwas in die Breite und machte es sich bequem, während sein Assistent die meiste Arbeit verrichtete. Den Lieutenant steckte er nur außerhalb seiner vier Pfähle heraus.

Oben im Dorfe hatte er ein Kind. „Zum Teufel auch!“ sagte er zum Gütsbesitzer Kär, der Junggestelle war, „man ist ja doch ein

alter Kavallerist . . . und das Mädchen war so ver-

liebt wie ein Spatz . . .“

Das Mädchen ging nach der Katastrophe in die Stadt, während das Kind im Dorfe in Pflege verblieb.

So verging die Zeit.

Kathinka las nicht mehr wie früher, als sie ein junges Mädchen war. In den Büchern standen doch nur lauter Lügen.

In ihrem Sekretär hatte Frau Bai eine große Pappschachtel mit vielen verrottenen Blumen, kleinen Häutern und Seidenpapiergegenständen mit Devisen von Goldpapierbuchstaben. Es waren ihre alten Skatillonvertimmerungen vom Klub her und von dem „letzten Abonnement“ im Pavillon, wobei getraut wurde.

Diese Sachen nahm sie während der Winterabende oft hervor und ordnete sie wieder und wieder und suchte sich zu erinnern, wer ihr diesen oder jenen Gegenstand gegeben hatte. Sie fand gewöhnlich den Mächtigen und schrieb den Namen des Herrn hinten auf jeden Skatillonorden.

Bai saß indessen am Tische und trank seinen Grog. „Der alte Trödel!“ sagte er.

„Laß' es liegen, Bai,“ sagte sie, „bis ich es geordnet habe.“ Und sie schrieb ihre Herrennamen weiter.

Sie las auch mitunter in ihrem alten Poetebuche die Verse, die sie einst abgeschrieben hatte.

In der obersten Schublade unter dem Silberschrank im Sekretär lagen ihr Brautschleier und der verweltete Myrthenkranz.

Auch diese nahm sie hervor, glättete sie und legte sie dann wieder zusammen.

Und sie saß halbe Stunden lang vor der herausgezogenen Schublade und that nichts, so wie es ihre Gewohnheit war.

Mitunter glättete sie nur den Schleier mit den Händen.

Der Brautschleier begann ganz gelb zu werden. Aber die Zeit verging auch. Es waren bereits zehn Jahre seitdem verlossen.

Ja — sie war bald eine alte Frau. Sie war zweieunddreißig Jahre alt geworden . . .

Bais waren in der ganzen Gegend wohl gelitten und als gute und gaffreie Leute bekannt, bei denen die Staiffeckame sogleich auf's Feuer gestellt wurde, wenn ein Bekannter sich auf der Station einfand.

Bai war ein guter Gesellschafter, und auf der Station befand sich Alles in größter Ordnung, wenn er auch selbst gerade nicht sehr eifrig im Dienst war.

Frau Bai war ziemlich still, aber es that einem stets wohl, ihr mildes Gesicht zu sehen. Sie sah aus wie ein junges Mädchen, wenn sie an den großen L'hombre-Abenden zwischen den anderen Frauen saß.

„Aber da müßten ein paar Kinder sein,“ sagte Frau Pastor Linde, wenn sie des Abends mit ihrem Mann von der Station nach dem Pfarrhaus zurückkehrte . . . „Diese wohlhabenden Leute — die sie ernähren könnten . . . Es ist wirklich eine Sünde und Schande — daß sie dort so einsam sitzen müssen.“

„Der liebe Gott giebt Leben nach seinem Willen, mein Kind,“ sagte der Pfarrer.

„Ja — Gottes Wille geschehe!“ sagte seine Frau.

Der Pfarrer hatte zehn Kinder gehabt. Sieben davon waren schon als kleine Kinder gestorben.

Der alte Pfarrer erinnerte sich seiner sieben Abkömmlinge jedesmal, wenn ein Kind in der Gemeinde begraben wurde.

Frau Bai hatte aufgehört zu spielen. Sie saß da und dachte daran, daß sie eigentlich aufstehen und die Lampe anzünden müsse, aber dann rief sie das Mädchen, daß dieses sie anzünden sollte, und blieb sitzen.

Marie kam mit der Lampe herein. Sie deckte den Tisch zum Abendbrot.

„Was ist die Uhr?“ fragte Frau Bai.

„Der Nachbruchzug ist gemeldet,“ erwiderte das Mädchen.

„Das habe ich gar nicht gehört . . .“

Frau Bai schlug ein Tuch um ihre Schultern und ging hinaus:

„Ist der Zug schon da?“ fragte sie im Bureau-

„Gleich,“ sagte Bai. Er stand am Telegraphen-

tisch.

„Sind Depeschen da?“

„Ja.“

„An wen?“

„D — oben im Dorfe.“

„Dann muß Anna also gehen und sie hintragen . . .“

Frau Bai ging auf den Perron hinaus. Sie liebte es sehr, die Blige im Finstern kommen und gehen zu sehen.

Der Laut, anfangs ganz in der Ferne, und dann das Geräusch, wenn der Zug über die Schienen brüde rollte, und das große Licht, das immer höher kam, und endlich die schwere, sich vorwärts wälzende Masse, die sich aus der Nacht herauswand und deutlich zu Wagen wurde, deren erleuchtete Köpfe vor ihren Augen hielt mit den Schaffern und den hellen Postwagen und den Compés.

Wenn dann der Zug wieder fort und die Branten erstarben war, lag Alles wieder schweigend, gleichsam doppelt still da.

Der Stationswärter löschte die Laternen zuerst die eine auf dem Perron, dann die oberhalb der Thür.

Man sah nichts mehr als das Licht in beiden Fenstern, zwei schmale Lichtbrücken, die in die bichte Finsterniß hinausführten.

Frau Bai ging in's Haus.

Sie tranken Thee und dann las Bai die Zeitungen zu einem Grog oder gar zu zwei. Bai las nur die Regierungsorgane. Er hielt selbst die „Nationalzeitung“ und las außerdem noch die Tagesblatt, das er der Post entnahm.

Er schlug auf den Tisch, so daß die Gläser klirrten, wenn politische Gegner „ordentlich einen über den Schnabel betamen“, und mitunter las er einzelne Sätze laut und lachte dazwischen.

Frau Bai hörte ruhig zu. Sie intermirte sich nicht für Politik und sie wurde auch des Abends sehr schläfrig.

„Nun ist es wohl Zeit,“ sagte Bai.

Er erhob sich, zündete eine Handkerze an. Er machte seine Rinde, um zu sehen, ob Alles geschlossen und die Weiche für den Nachbruch richtig gestellt sei.

„Du kommst zu Bett gehen, Marie,“ sagte Frau Bai, in die Küche hinausrufend. Sie wachte Marie, die auf dem Holzstuhl saß und schlief.

„Gute Nacht, Frau Inspektorin,“ sagte Marie schlaftrunken.

„Gute Nacht.“

Frau Bai nahm die Blumen in der Zimbe vom Feuerbrett und stellte sie auf den Tisch. Der Kasten sie während der Nacht in einer Kiste. Bai kam zurück.

„Es wird kalt zur Nacht,“ sagte er.

„Ich dachte es — der Kofen . . . wozu ich jah mich heute nach ihnen um.“

„Ja,“ sagte er, „sie müssen jetzt zugegeben werden.“

Bai begann sich im Schlafzimmer zu umkleiden. Die Thür stand offen.

Er liebte es, des Abends im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Das Trampelhier!“ rief er. Wo er trat in der Bodenlampe hart auf.

Frau Bai legte weiße Decken über die Möbel und schloß die Thür zum Bureau.

„Kann ich die Lampe auslöschen?“ fragte sie und lles sie aus.

Sie ging in's Schlafzimmer, setzte sich vor den Spiegel und löste ihr Haar.

Bai war in der Unterbekleidung und bat um eine Scheere.

„Zum Teufel auch, wie mager Du wirst,“ jagte er.

Kathinka nahm den Frissemantel um.

Bai ging in's Bett, lag da und schrie. Er antwortete in ihrer stillen Weise wie immer, es tat stets eine kleine Pause ein, ehe ihre Worte kamen.

Sie hatten eine Zeit lang geschwiegen, da sagte Bai: „Um, ein ganz netter Mensch — nicht wahr?“

„Ja, auf den ersten Blick . . .“

„Was sagte Agnes Linde?“  
 „Nur, daß er ganz nett sei.“  
 „Sag — einen scharfen Mund hat das Mädchen.“  
 „Und Gott mag wissen, was für einen L'hombre er spielt.“  
 Bald darauf schlief Bai.  
 Wenn Bai schlief, athmete er stark durch die Nase.  
 Jetzt hatte sich Frau Bai daran gewöhnt.  
 Sie blieb noch einige Zeit vor dem Spiegel sitzen; sie nahm den Fehrmantel ab und besah ihren Hals.  
 Ja, sie war wirklich mager geworden.  
 Es war, seit sie im Frühjahr den schlimmen Husten gehabt hatte.  
 Frau Bai löschte die Lichter aus und legte sich auch ins Bett.

**Zweites Kapitel.**

Es war während der kurzen Tage.  
 Es fiel andauernd Regen, bald Thauschnee, aber stets sah man einen grauen Himmel und die Luft war feucht. Selbst Fräulein Jensen's beste Schilde kamen in Holzschuhen über die Felder zur Station.  
 Vor der Station gleich der Bahnhofssteig einem See. Die kleinen kleinen Mäcker der Gartenhecke wurden vom Lande verlagert. Tiefend kamen die Fische; die Schärer liefen vermunnt in nassen Mänteln hin und her. Der kleine Venken eilte mit den Postkutschen unter dem Regenschirm herbei.  
 Die Getreidewagen waren durch getheerte Decken geschützt, und die Kutscher saßen in Regenmänteln.  
 Revallier Huns fuhr selbst den ersten Wagen zur Station. Es war genug zu ihm, die Verladung und Deklaration nahm viel Zeit in Anspruch.  
 „Die Leute von Sjar's sind da,“ rief Bai zu seiner Frau hinein.  
 (Fortsetzung folgt.)

gewährt den Ansprüchen der Gestirne, die nach seinem Glauben den unabänderlichen Willen des Schicksals darstellen, bestimmenden Einfluß auf die folgenschwersten Entschlüsse. Gegenüber dem ungläubigen Marschall Illo spricht Wallenstein sein astrologisches Glaubensbekenntniß also aus:  
 „Die himmlischen Gestirne machen nicht bloß Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht Dem Sämann bloß bezeichnen sie die Zeiten Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen Thun Ist eine Aussaat von Verhängnissen, Gestreuet in der Zukunft dunkles Land, Den Schicksalsmächten hoffend übergeben. Da thut es noth, die Saatzeit zu erkunden, Die rechte Sternenshaube anzulesen, Des Himmels Häuser forschend zu durchspüren, Ob nicht der Feind des Wachstums und Gedeihens In seinen Gauen schadend sich verberge.“

Den älteren Piccolomini, der ihm sein Verderben bereitet, hält er für seinen aufrichtigen Freund, weil sie Beide unter gleichen Sternen geboren sind. Wie fluden ihn dann mit seinem Vertrauen, dem italienischen Sterndeuter Seni, im astrologischen Thurm beim Beobachten des Himmels, und der „glücklich-Aspekt“ macht ihn schlüssig zum Abfall vom Kaiser.

„Nicht Zeit ist's mehr, zu bräuen und zu säen, Denn Jupiter, der glänzende, regiert Und zieht das dunkel zubereitete Werk Gewaltig in das Reich des Lichts. — Jetzt muß Gehandelt werden, schleunig, eh die Glücksgestalt mir wieder wegstiehlt über'm Haupt, Denn stets in Wandlung ist der Himmelsbogen.“

Noch in letzter Stunde vor dem Verderben warnt ihn Seni, durch den Planetenstand geschreckt:

„Ein gräßlich Zeichen steht im Haus des Lebens, Ein naher Feind, ein Unhold lauert hinter Den Strahlen deines Sterns.“

Diesmal freilich will Wallenstein der Sternkunst nicht glauben; aber er fällt unter den Partisanen der gedungenen Mörder, und die Astrologie behält Recht.

Der Glaube an die Möglichkeit, in den Sternen die Zukunft zu lesen, ist uralte. Die griechischen und römischen Schriftsteller bezeichnen als Ursprungsland systematisch betriebener Sterndeuterei den altorientalischen Herd an den Ufern des Euphrat und Tigris. „Zuerst,“ so beginnt Cicero seine Bücher über die Weissagung, „haben die Assyrer, um mit den ältesten Zeugnissen anzuhängen, wegen der Klarheit und Ausdehnung der Landstriche, die sie bewohnten, da sie den Himmel nach allen Seiten frei und offen erblickten, Bewegung und Lauf der Gestirne regelmäßig beobachtet, Aufzeichnungen darüber gemacht und bekannt gegeben, was einem jeden dadurch bestimmt werde. Bei jenem Volke haben die Chaldäer, welche nicht nach ihrem Verufe, sondern nach ihrer Herkunft so benannt sind, es durch langanhaltende Beobachtung der Gestirne angehtlich zu einer Wissenschaft gebracht, die es ihnen ermöglichte, vorher zu sagen, was einem jeden widerfahren werde, und zu was für einem Geschick ein Jeder geboren sei.“ Die Keilschriftforschung hat auch über diesen Gegenstand Belehrung aus erster Quelle gebracht. Wir wissen nun, daß die assyrischen und babylonischen Könige eigens angestellte Astrologen unterhielten, die von regelrechten Observatorien aus den gestirnten Himmel beständig beobachteten, um seine wechselnden Erscheinungen im Interesse ihrer Herren prophetisch anzuschlagen, und darüber dann höchst unterthänig abgefaßte Berichte einreichten. Solcher Berichte hat sich eine große Zahl erhalten; sie bereiten, wie leicht einzusehen ist, wegen der Natur ihres Gegenstandes größtentheils der Auszifferung nicht geringe Schwierigkeiten; einige aber, deren Sinn völlig klargestellt ist, mögen hier folgen. So lautet ein astrologisches Täfelchen, das der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal in seinem Palaste zu Ninive entnommen, aus dem Jahre 660 v. Chr., folgendermaßen: „Dem Könige, meinem Herrn, Dein treuer Diener Mars-Nar. Weil dem Könige, meinem Herrn, Nebo und Merodach mögen dem Könige, meinem Herrn, nahe sein; lange Tage, fleischliches Behagen und Zufriedenheit des Herzens mögen dem Könige, meinem Herrn, die großen Götter geben! Am 27. Tage verschwand der Mond. Am 28., 29. und 30. Tage haben wir den Mondknoten der

Finsterniß der Sonne beobachtet; die Zeit verging, eine Finsterniß fand nicht statt. Am ersten Tage, als sich der Neumondstag des Monats Thammuz neigte, wurde der Mond wieder sichtbar über dem Planeten Merkur, wie ich dieses schon früher dem Könige, meinem Herrn, vorausgesagt; ich irrte nicht. In der Stunde des Saturn erschien er im Stufen, in dem Kreise des Regulus, doch war im Horizontnebel sein Streifen nicht deutlich zu erkennen. Ferner: für diese Stunde des Saturn hatte ich seine Konjunktion dem Könige, meinem Herrn, vorausgesagt, wie er dann auch sich begegnete und unterhalb des Wagensternes deutlich erschien. In der Stunde des Jupiter verschwand er. Er hatte sich wohl dem Wagenstern genähert, aber seine Konjunktion mit ihm war verhindert worden. Aber seine Konjunktion mit dem Merkur in der Stunde Saturns, wie ich dieses früher dem Könige, meinem Herrn, vorausgesagt hatte, war nicht verhindert worden. Der König und Herr wisse dieses.“ Dem gleichen Jahre gehört dieser Bericht an: „Dem Könige, meinem Herrn, Dein Diener Mar-nadin-habal, Haupt der Astrologen von Arbela. Weil dem Könige, meinem Herrn; Nebo, Merodach und Nar von Arbela mögen dem Könige, meinem Herrn, gnädig sein! Am 29. Tage haben wir den Mondknoten beobachtet, haben aber den Mond nicht gesehen. Am zweiten Tage des Thammuz der Eponymie des Bel-ham, Präfecten der Stadt Mithdana.“ Neun Jahre später berichtet derselbe gelehrte Herr mit dem langen Namen, nunmehr dem Text zufolge durch die königliche Gunst augenscheinlich auf eine höhere Rangstufe gekommen: „Dem Könige, meinem Herrn, Dein Diener Mar-nadin-habal, Haupt der Astrologen, sowie der Priester von Arbela. Nebo, Merodach und Nar von Arbela mögen dem Könige, meinem Herrn, nahe sein. Am 29. Tage haben wir den Mondknoten beobachtet; das Haus der Konjunktion war bedeckt, wir haben den Mond nicht gesehen. Am ersten Zehbat in der Eponymie des Bel-las-sabna.“ Die in diesem Täfelchen erwähnte Mondfinsterniß ist nach astronomischer Berechnung die vom 1. Dezember 651 v. Chr. Bei den bisher mitgetheilten Berichten könnte man am Ende zweifelhaft sein, ob es sich nicht doch um reine wissenschaftliche, astronomische Beobachtungen handle, da die astrologische Anwendung nicht unmittelbar im Text gezogen ist; die folgenden dagegen sind ganz unzweifelhaft: „Wenn der Mond dunkel wird und außer der Zeit weggeht, so bezieht sich diese Finsterniß auf Alkad (anderer Name für Babylonien). Der Mond ist sichtbar am ersten Tage, wie am 28.; Unglück für das Westland. Der Mond ist am 28. Tage sichtbar: Glück für das Land Alkad, Unglück für das Westland. Bericht des Überastrologen.“ Oder, wenn der assyrische König Assurbanipal (884--860 v. Chr.) die Beschreibung seiner Großthaten also beginnt: „In dem Anfange meines Königthums, in meinem ersten Regierungsjahre, verfinsterte sich Samas (der Sonnengott), der Richter der Himmelsregionen, in einer für mich günstigen Weise, und großmächtig setzte ich mich auf den Thron.“ Gönng, der Hof des mesopotamischen Kulturvolkes, zuerst die Bewegungen der Gestirne zur Erkundigung menschlicher Zukunft benutzt zu haben, kommt ihm von Rechts wegen zu.

In der Bibel wird der babylonischen Astrologen wiederholt Erwähnung gethan. „So tritt nun auf,“ ruft der Prophet Jesaias, wo er Babylon seinen Untergang voraussagt, „mit deinen Beschwörern und mit der Menge deiner Zauberer, unter welchen du dich von deiner Jugend auf bemüht hast; ob du dir möchtest rathen, ob du möchtest dich stärken. Denn du bist müde von der Menge deiner Anschläge. Laß hertreten und dir helfen die Meister des Himmelslaufs und die Sternkinder, die nach den Monaten rechnen, was über dich kommen werde. Siehe, sie sind wie Stoppeln, die das Feuer verbrennet;“ und wie der jüdische Prophet dann noch weiter eifert gegen seine babylonischen Kollegen.

Das psychologische Räthsel in der Geschichte der Astrologie beginnt mit ihrem Uebergang aus der babylonischen Heimath zu den europäischen Kulturvölkern. Den Glauben an die Gestirngestalten einmal gegeben, begreift man, daß die Babylonier

**Etwas über Sterndeuterei.**

Von H. Demmer.

Schon viele Leser von „Wahrheit und Dichtung“ werden in nicht geringe Verwunderung gerathen sein über den merkwürdigen Eingang, den Goethe seiner Lebensbeschreibung gegeben hat. „Am 28. August 1749, mit dem Glockenschlag 12,“ so hebt das erste Buch an, „kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenstrahls um so mehr, als zugleich keine Planetenstunde eingetreten war. Er widerstand sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekte, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein.“ Was Goethe hier giebt, das ist sein — allerdings einigermaßen unvollständiges — Horoskop, das heißt der Stand der Gestirne, vorzüglich der Planeten, im Augenblick der Geburt, wie er den Astrologen oder auf gut Deutsch den Sterndeutern als bestimmend für das weitere Geschick des betreffenden Menschen gilt. Diese besondere Form menschlichen Aberglaubens ist, so verbreitet sie früher war, gegenwärtig so vollständig ausgestorben und daher den meisten so fremd geworden, daß die humoristische Wertung, die Goethe mit dem äußerlich ganz ernsthaft-feierlichen Hineintragen des Gestirnovakels be- weckt hat, uns so gut wie ganz verloren geht in dem Gefühl des Erstannens über das unverständliche Abracadabra des astrologischen Jargons. Mehr Aufklärung über den Gegenstand gewinnt man aus einem anderen klassischen Werke unserer Literatur, in dem das astrologische Element keine geringe Rolle spielt. Der Titelheld von Schiller's „Wallenstein“

schlachtet werden. In jüngsten Nachrichten bemerkenswert sind fast ausschließlich — allerdings über England kommenden und verborren halten.

den Willen dieser Götter aus ihrem Gehaben zu erkennen suchten. Wie aber, wenn Völker, denen einerseits der Sternkultus der Babylonier ganz fern lag, und die andererseits den Glauben an ihre eigenen Götter und ihre alten Methoden, deren Willen zu erforschen, eingebildet hatten, den Sterndeutern, die aus dem Orient zu ihnen kamen, begierig Gehör und Glauben schenkten? Da möchte man wirklich von einer fast unänderbaren Neigung der Menschen zum Glauben an das Wunder, an das Unfassbare sprechen. Der Vorgang vollzog sich nun in den klassischen Ländern des Alterthums, vor Allem im römischen Weltreich.

Im alten Rom gab es eine ganze Reihe ehehelnischer Verfahren, die Zukunft zu erfahren, die auch von Staatswegen betrieben wurden. Für wichtige Fälle hatte man die Sibyllischen Bücher, eine angeblich dem Könige Tarquinius Superbus von einer Sibylle verkaufte Sammlung von auf die Geschichte Roms bezüglichen Orakelsprüchen. Dann gab es z. B. die von dem Priesterkollegium der Ainguren vorgenommenen Anspizien, d. h. Prophezeiungen aus dem Fluge der Vögel. Sehr wichtig war das Amt eines Haruspex, der in den Eingeweiden der Opferthiere den Götterwillen las. In den älteren Zeiten der Republik mag dabei wohl allseitig guter Glaube obgewaltet haben. Aber infolge des groben Missbrauchs, den die Aristokratie speziell mit den Verrichtungen der Haruspices trieb, mußte der Glaube an diese alterthümlichen Bräuche nothwendig in die Brüche gehen. Wenn nämlich von Seiten der Demokraten in der Volksversammlung ein Antrag eingebracht wurde, der den Aristokraten nicht behagte, so war es ein ständiger Kniff der Letzteren, durch die ihrer Partei angehörigen Haruspices in den Eingeweiden der Opferthiere etwelche gefährliche Einzelheiten zu lassen, um dementsprechend die Beschlüßfassung nothwendig ausgelegt werden mußte. Natürlich blieb dem Volk auf die Dauer dieser faule Zauber kein Geheimniß, und es kamen folglich die auf vaterländischem Boden gewachsenen Arten der Weissagung, obwohl nach wie vor unentwegt weiter gehandhabt, ganz in Mißkredit, so konnte denn schon der ältere Cato, der 148 v. Chr. starb, ein so eifriger Anhänger alles Althergebrachten er sonst war, sich nicht enthalten, wiederholt zu bemerken: er müsse sich wundern, daß ein Haruspex nicht lachen müsse, wenn er einen anderen sehe. Während es also schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ziemlich dahin gekommen war, daß nach allgemeiner Uebereinkunft des bisherigen, auf dem einheimischen Götterglauben beruhenden Verfahren der Zukunftserforschung für Summburg galten, hielt zur gleichen Zeit aus dem durch die großen Eroberungen nähergebrachten Osten die Astrologie ihren triumphirenden Einzug in die Welt Herrscherin Roma, und es kam bald dahin, daß den Chaldäern oder Mathematikern, wie man in Rom die Sterndeuter nannte, nach dem Ausdruck des älteren Plinius: „die Menge der Gebildeten, wie der Ungebildeten gleich bereitwillig zusiel.“

Nicht zwar, als ob kein energischer Widerspruch gegen den neuen Aberglauben laut geworden wäre. Viele von den bedeutendsten Zeitaltern: griechischer und lateinischer Junge wiesen Jedem, der hören wollte, so schlüssig, als es beim damaligen Stande der wissenschaftlichen Erkenntniß möglich war, nach, daß die Astrologie dummes Zeug sei. Wir haben noch zwei hübsche Widerlegungen der Chaldäer, von denen die eine den berühmten lateinischen Redner Marcus Tullius Cicero in seinen Büchern über die Weissagung wenige Jahrzehnte v. Chr., die andere den griechischen Philosophen Favorinus, etwa 100 n. Chr., zum Verfasser hat. Diese beiden vermiffen nun zudrörderst für die grundlegende Behauptung der Sterndeuter, die Stellung der Gestirne im Augenblick der Geburt eines Menschen entscheide über sein weiteres Geschick bis in's Einzelne durch irgend einen geheimnißvollen Zusammenhang, jeden zureichenden Grund, jeden vernünftigen Beweis.

(Schluß folgt.)

## Feuerzeuge.

Von Karl Werner.

Frucht und Entsetzen mag wohl das Gefühl gewesen sein, das den barbarischen und wilden Menschen zuerst stets beim Anblick des Feuers erfaßt hat. Wenn der Blitzstrahl einen Baum entzündet, so wurde wohl zuweilen ein ganzer Wald in Brand gesetzt und alles Lebende darin vernichtet; überhaupt zerstörte das Feuer Alles, was es erfaßte, und brachte selbst bei flüchtiger Berührung schmerzhaftes Wunden hervor. Bei allen Thieren nehmen wir wahr, daß sie das Feuer fliehen, daß ihnen der Anblick desselben Entsetzen einflößt; ähnlich muß das Gefühl gewesen sein, das den Menschen erfaßte, so lange er das Feuer noch nicht zu beherrschen verstand.

Wir kennen kein einziges Thier, das gelernt hat, nach seinem Willen und Bedürfnis Feuer hervorzurufen und zu benutzen. Die höchst stehenden Affen bereiten sich eine Lagerstatt aus zusammengetragenen Blättern und haben dadurch etwas, was man als den Anfang einer Wohnung bezeichnen kann, aber zum Gebrauch des Feuers hat sich kein Thier je empor geschwungen. Umgekehrt findet man keinen noch so wilden und ungebildeten Volksstamm, der es nicht verstände, Feuer hervorzurufen und in irgend einer Art, zum Nutzen von Nahrungsmitteln und zum Abschrecken wilder Thiere, zu benutzen.

Als der Mensch sich des Feuers zuerst bemächtigte, war er zweifellos noch nicht im Stande, sich selbst nach seinem Belieben Feuer zu bereiten; er nahm vielmehr Feuer, das ihm von der Natur geliefert wurde, und bewahrte es sorgsam auf. Wie Robinson auf seiner einsamen Insel durch einen vom Blitz entzündeten Baum zuerst in den Besitz des Feuers kam, so haben wohl die Menschen überhaupt durch den aus der Wolke zuckenden Strahl das Feuer erhalten. Darauf deuten auch die Sagen hin. Prometheus, der Wohlthäter der Menschen, hat den göttlichen Funken aus den Donnerkeilen des Zeus geraubt und auf die Erde hernieder gebracht, wofür ihn die harte Strafe der ergrimmten Götter traf. Aber den Menschen blieb die göttliche Gabe und sie hegten und pfl egten sie sorgsam. Bei uns ist der Raum, in welchem der Herd steht, kein besonders ausserwählter Raum der Wohnung; in größeren Wohnungen wird er sogar abseits in eine entfernte Ecke der Wohnung gebracht. In unserem vielgestaltigen Leben spielt der Herd eben keine besondere Rolle mehr, zum mindesten werden wir uns seiner Wichtigkeit nicht mehr unmittelbar bewußt. Das Feuer, das wir gelegentlich brauchen, führen wir in der Tasche in den Hündhölzchen mit uns; zum Wärmen haben wir in jedem Zimmer einen Ofen, in welchem wir mit Leichtigkeit eine heftige Gluth entfachen können. Der Herd dient nur noch zum Zubereiten der Speisen, wozu der Zeitraum von einigen Stunden genügt; auch ist diese Arbeit bei der weit getriebenen Arbeitstheilung in der modernen Gesellschaft einer geringen Anzahl Menschen übertragen, die in größeren Häusern nicht einmal der Familie angehören. Deshalb hat der Herd seine Bedeutung als geheiligte Stätte und Vereinigungsort der Familie vollständig verloren.

Früher war das anders. Wo das Herdfeuer brannte, war der vornehmste Raum der Wohnung. Dorthin wurde der Gast geführt, um sich zu wärmen, dort standen die Bilder der Ahnen, die Götter des Hauses, um das heilige Feuer zu schützen. Sorgsam wurde darauf geachtet, daß das Feuer nicht erlosch; denn sicherlich war es keine leichte Arbeit, es von Neuem zu entfachen. Aber zu entbehren war das Feuer für Niemanden mehr, der seinen Gebrauch gelernt und sich an denselben gewöhnt hatte. Deshalb mußten die Menschen auf Mittel und Wege sinnen, das erloschene Feuer von Neuem nach ihrem Willen zu entfachen.

Die erste Methode zur Feuererzeugung scheint ausnahmslos bei allen Volksstämmen der Erde, wo sie auch wohnten, die gleiche gewesen zu sein: das

schnelle und ausdauernde Reiben von Holz gegeneinander. Daß beim Reiben Wärme entsteht, ist eine Erfahrung, die sich leicht bei den verschiedensten Verrichtungen aufdrängt. Trotzdem ist ein ungeheurer Schritt vorwärts, als man plan zur Erzeugung hoher Wärme Holz gegeneinander reibt und trockenes Gras oder andere leicht entzündliche Stoffe, wie Baumwolle, Mark, als Beisätze, die bei der entstandenen Hitze Feuer fangen. Diese Erfindung war um so großartiger, als die Kräfte eines Mannes kaum dazu ausreichten, Holz jedesmal bis zur Entflammung des Reibens zu reiben, sondern sich mehrere Leute stets an der Arbeit abwechseln mußten.

War die Grundlage dieser Methode bei Völkern die gleiche, so traten bei ihrem Gebrauch sehr bald einige, wenn auch sehr geringe Veränderungen auf. Wohl überall wurde sehr bald das eine Holzstück ein zugespitzter Stab bennend in eine Vertiefung des anderen resp. eines anderen gesteckt und nun in möglichst rascher Drehung gesetzt wurde. Die Art der Drehung dieses Quirls ist bei verschiedenen Völkern verschieden; so treiben die Indianer ihn, eingeklemmt zwischen anderen Holzern, durch einen Strick; die Nordamerikaner haben ihn mit einer Schwinge aus schwerem Holz versehen und setzen ihn durch sich auf- und abwickelnde Seile eines Bogens in rascher Bewegung. Sie haben darin eine solche Sicherheit erlangt, daß sie in wenigen Augenblicken bereiten können.

Eine wesentlich andere Methode der Feuererzeugung besteht darin, ein Luftpneumometer rasch zusammen zu pressen; dabei entfliehet falls wie beim Reiben eine starke Erhitzung, ein Stückchen Zunder Feuer fängt. Ein pneumatisches Feuerzeug wurde z. B. in einem Kloster in Frankreich konstruirt. Es besteht aus einem Hohlzylinder, der an einem Ende verschlossen ist und an dem anderen ein schiefes Rohr durch einen Stab rasch niedergestoßen werden kann. An dem Kolben war an einem Häkchen ein Stück Zunder befestigt, das bei der Erhitzung Feuer an den man dann die Gegenstände, die man anzünden wollte, anzünden konnte. Der Zunder selbst hierzu vortrefflich, denn er fängt sehr leicht verbrennt aber dann nicht rasch, sondern langsam weiter. Man bereitet ihn am besten aus dem echten Feuer- oder Zunderschwamm, einem stockigen Pflanzpilz mit dicker, harter Rinde, der an den Stämmen von Laubbäumen, besonders Buchen, findet, weshalb er auch Buchenschwamm genannt wird. Zur Bereitung des Zunders wird der Pilz von der harten Rinde befreit, dann in Stücke in Länge geschnitten, wodurch er geschmeidiger wird und schließlich in heiße Salpetersäure gebracht. Einigen Wochen wird er getrocknet und dann in Holzfeilen so lange geschlagen, bis er vollständig locker geworden ist.

In Europa haben die pneumatischen Feuerzeuge niemals eine allgemeine Verbreitung gefunden, gegen wurden sie bei den Bewohnern der umliegenden Inseln, sowie in Birma in allgemeiner Anwendung gefunden.

Fast ebenso alt wie das Feuerreiben mit Holz ist eine andere Methode der Feuererzeugung, die später weiter entwickelt wurde das Feuererschlagen, wie es noch heute bei den Feuerländern an der Südspitze von Amerika in Gebrauch ist. Man benutzt hierzu den Feuerstein und Eisenkies, die beim heftigen Aufeinanderstoßen sprühende Funken geben. Diese Funken fallen auf irgend welchen Zunder, z. B. auf Moos, Schwamm oder Moos, fallen.

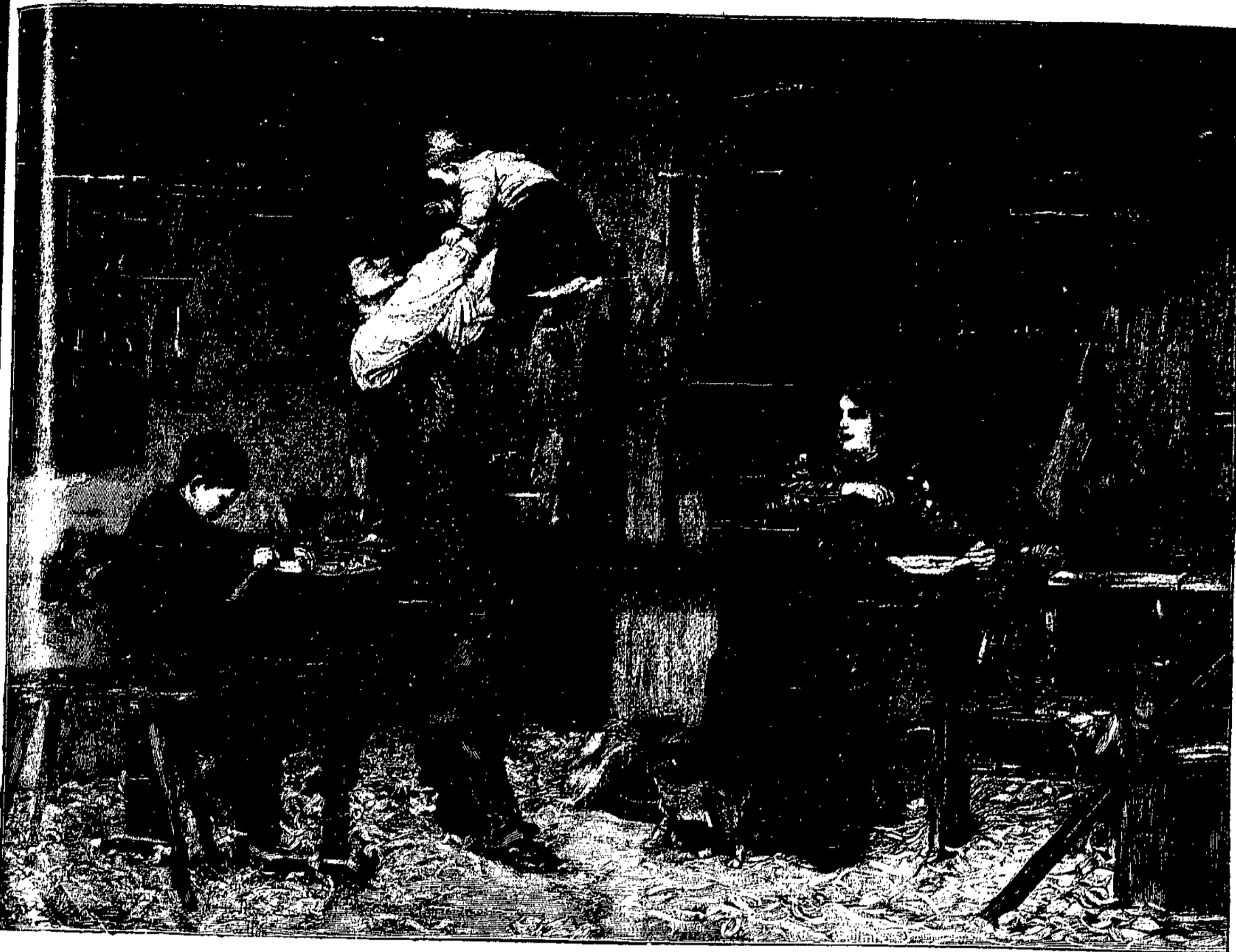
Im 14. Jahrhundert kam in Europa eine vollkommenere Methode des Feuererschlagens auf, die gewann rasch eine sehr große Verbreitung, bis sie erst in unserem Jahrhundert durch bequemere Methoden der Feuerbereitung verdrängt und ersetzt wurde. Der Eisenkies wurde hier durch ein Stahlstück, das Feuerstahl, ersetzt, und als Zunder dienten sich Hobelspäne. Derartige Feuerzeuge wurden vielfach in den Formen, welche man ihnen in mannigfach abgeändert; im 17. Jahrhundert und

sie bereits in so kleiner Form ausgeführt, daß sie bequem in der Tasche zu tragen waren, also als Taschengeräte benützt wurden. Solche Taschengeräte haben sich trotz der Blindhölzchen bis in unsere Zeit erhalten. Eine moderne Form ist z. B. das Zündentzündungsgläser, bei welchem die Funken auf eine mit chromsaurem Kali getränkte Leinwand fallen. Als Feuerstein dient hier ein Stückchen feinkörniger Sandstein, der gegen ein am Umfang geriefeltes Stahlrädchen gedreht wird. Dieses Rädchen wird mit Hilfe einiger Zahnräder in sehr schnelle

die Römer die Stadt Syracus auf Sizilien belagerten, wurde die Vertheidigung von dem berühmten Mathematiker und Physiker Archimedes geleitet, der bei der schließlichen Erstürmung der Stadt um's Leben kam. Unter den verschiedenen Instrumenten, die er zur Vertheidigung der Stadt erfand, sollen sich auch ungenutzte Hohlspiegel befunden haben; durch diese wurde eine Fülle von Sonnenstrahlen in einem einzigen Punkte vereinigt, und zwar wählte Archimedes als solchen Vereinigungs- oder Brennpunkt irgend ein im Hafen liegendes feindliches Schiff, das in

sie in großen Massen hergestellt und dadurch ein ziemlich billiger Verbrauchsartikel. Sie gewannen in jener Zeit eine recht große Verbreitung, und diese Brenngläser wurden nicht nur, wie heute, als physikalisches Spielzeug benützt, mit welchem man wohl zuweilen der Selbstsamkeit halber und um ihre Wirkung zu zeigen, eine Zigarre anzulindet, sondern sie fanden direkt als Feuerzeug weitgehende Verwendung. Verdrängt wurden sie erst, als die elektrischen und chemischen Feuerzeuge aufkamen.

Das erste, auf Verwendung der Elektrizität be-



Mittagspause in der Werkstätt. Nach dem Gemälde von Otto Seead.

Notation versehen, wobei lebhaftere Funken entstehen und auf die Zünde fallen. Der ganze Apparat, der sich in einer Kapsel befindet, hat etwa die Größe einer Taschenuhr und kann daher sehr bequem getragen werden.

Wenn man bedenkt, wie häufig auch uns modernen Menschen die Streichhölzchen ausgehen, besonders bei weiten Märschen in Wäldern und Gebirgen, wo wir von den Mittelpunkten der Kultur erheblich entfernt sind, so werden wir ein so bequemes Instrument auch heute noch immer als nützlich anerkennen.

Eine Zeitlang spielten auch die Brenngläser eine Rolle als Feuerzeuge. Etwa im 13. Jahrhundert kamen sie auf, obwohl man die Eigenschaft von Hohlspiegeln und Linsen, die Sonnenstrahlen in einem Punkte zu vereinigen, schon längst kannte. Es werden ja aus dem Alterthum wunderbare Thaten berichtet, die mit Hilfe solcher Brennspiegel ausgeführt werden. Als in den Jahren 215—212 vor Christi Geburt

Folge dessen Feuer fing und in Flammen aufging. Auf diese Weise soll er den Römern erheblichen Schaden zugefügt haben.

Natürlich sind solche Erzählungen Märchen; selbst der ungeheure Spiegel des Riesentelestops Leviathan, der vor 50 Jahren in Irland aufgestellt wurde, kann etwas Derartiges nicht leisten. Um diesen Spiegel, dessen Durchmesser eine Länge von fast zwei Metern erreicht, zu schleifen und zu polieren, war die Konstruktion einer besonderen Dampfmaschine nöthig. Im Alterthum kannte man derartig große Spiegel, deren Herstellung auch heute noch gewaltige technische Schwierigkeiten bietet, natürlich nicht, und die Archimedes'schen Spiegel mißten ja noch viel gewaltiger gewesen sein.

Immerhin zeigt die Erzählung, daß man die Eigenschaft der Brennspiegel kannte. Bequemer noch, als die Spiegel, waren die Linsen, die, wie gesagt, im 13. Jahrhundert aufkamen. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wurden

ruhende Feuerzeug wurde im Jahre 1780 von einem gewissen Fürstenberger aus Basel erfunden. In außerordentlich sinnreicher Weise wurde hier der Funke, welchen ein sog. Elektrophor giebt, benützt, um einen brennbaren Körper zu entzünden. Elektrische Ströme kannte man zu jener Zeit noch nicht; eine Elektrifizierungsmaschine war immerhin ein etwas umständlicher Apparat; so bot sich der Elektrophor als das bequemste Mittel zur Hervorrufung eines elektrischen Funkens dar. Der Elektrophor besteht aus einem Stück Harz oder Harztauschel, dem sogenannten Ruchen, und dem Deckel, einer Metallscheibe, die mit einem gläsernen Handgriff versehen ist. Der Ruchen wird durch Reiben elektrisch gemacht; doch kann man aus ihm keine Funken ziehen, weil er aus nichtleitendem Material besteht. Durch seine Einwirkung wird aber der aufgesetzte Metalldeckel auch elektrisch, und zwar kommen seine beiden Seiten in einander entgegengesetzten elektrischen Zustand. Wird nun der Deckel mit der Erde für einen Augen-

schlachtet werden.

An sonstigen Nachrichten bemerkenswerth sind fast ausschließlich die — allerdings über England kommenden und vorbrachen halten.

geboten, sondern erwarten zunächst Anweisungen aus Tokio. Prinz Ching und Wangwenhiao sollen sich in Peking

bleibt in leitende Verbindung gesetzt, etwa durch Berühren mit einem Finger, so wird in Folge der Einwirkung des elektrisirten Stuhens die eine Art der Elektrizität abgestoßen und zur Erde geführt, so daß der Deckel nur noch die andere Art der Elektrizität bewahrt. Wird er dann mittelst des gläsernen Handbariffes abgehoben, so ist er elektrisch geladen, und man kann durch Nahebringen eines Fingers oder eines Metallstückchens elektrische Funken aus ihm ziehen.

Die Funken sollten nun in geeigneter Weise einen leicht entzündlichen Stoff in Flammen setzen. Als solchen wählte Fürstenberger das äußerst brennbare Wasserstoffgas, einen Hauptbestandtheil des Wassers. Man erhält es in sehr einfacher Weise, wenn man etwas Zink auf verdünnte Schwefelsäure einwirken läßt. Das Gas ließ man durch Oeffnung eines Hahnes aus einer feinen Oeffnung im Entwicklungsgesäß ausströmen, und im selben Augenblick schlug der aus einem Elektrophor gezogene Funke hinein. Die Flamme des Gases wurde dann auf den Docht eines Wachsstockes, der an der Maschine angebracht war, übertragen.

So geistvoll das Feuerzeug auch ausgedacht und konstruirt war, so war es doch ziemlich umständlich und theuer, und konnte deshalb eine größere Verbreitung nicht gewinnen. In späterer Zeit sind elektrische Feuerzeuge daher stets mit Benutzung des viel begrenzteren elektrischen Stromes hergestellt worden. So hat namentlich Bischof's Feuerzeug größere Verbreitung gefunden. Dasselbe besteht im Wesentlichen aus einem kleinen galvanischen Elemente aus Kohle und Zink, die einerseits durch Metallstücke, andererseits im Innern eines Gefäßes durch verdünnte Schwefelsäure mit einander in Verbindung gesetzt sind. Sobald die im Gefäß aufsteigende Schwefelsäure das Zink erreicht, ist der Strom geschlossen, der außerhalb des Gefäßes eine feine Platinspirale durchfließt, die in Folge dessen bis zum Glühen erhitzt wird. Außerdem entwickelt sich durch die Einwirkung des Zinkes auf Schwefelsäure wie vorher Wasserstoffgas, das durch einen geöffneten Hahn gegen die glühende Platinspirale strömt und sich an ihr entzündet.

Wird nun der Hahn geschlossen, so drückt das entwickelte Gas die Schwefelsäure nieder, bis ihr Niveau unter den in das Gefäß hineinhängenden Zinkstücken gesunken ist; darauf hört die Gasentwicklung sowie der elektrische Strom auf.

In den letzten Jahrzehnten hat die Elektrizität eine so große Verbreitung gewonnen, daß elektrischer Strom in den meisten besseren Wohnungen stets zur Verfügung steht; fast alle sind mit elektrischen Klingeln versehen, zu deren Betrieb eine galvanische Batterie im Hause an irgend einer Stelle untergebracht ist. In die von dieser angegebene Leitung hat man mehrfach eine feine Platinspirale eingeschaltet, die in's Glühen geräth, sobald man auf einen Knopf drückt und den Strom dadurch schließt. Diese Platinspirale

geht nun durch ein Benzinkämpchen, das einen mit Benzin getränkten Schwamm und Draht enthält; derselbe entzündet sich an der glühenden Spirale, so daß man durch einen Druck mit dem Finger das gewünschte Feuer erhält, ähnlich wie man in den vornehm ausgestatteten Wohnungen durch eine einfache Handbewegung beim Eintritt in einen Raum elektrische Glühlampen in ihm augenblicklich zum Leuchten bringt.

Solche Benzinkämpchen oder Benzinkleuchter werden übrigens auch ohne Benutzung der Elektrizität hergestellt; sie sind dann mit einer Wechselflappe mit Handgriff versehen, bei dessen Umdrehung ein in der Kapsel enthaltenes Zündblättchen explodirt und das Benzin entzündet.

Von allen Feuerzeugen, die nicht unmittelbare Vorgänger unserer modernen Zündhölzchen bilden, war das von Döbereiner im Jahre 1823 erfundene wohl dasjenige, welches die weiteste Verbreitung gefunden hat. Auch heute findet man es noch zuweilen in Schlafzimmern zu bequemem Gebrauche vor. Auch hier bildet, wie bei mehreren früher erwähnten, Wasserstoffgas den entzündlichen Körper, und entwickelt wird das Wasserstoffgas auch hier durch Verührung von Zink und Schwefelsäure. Ganz wie bei dem Bischof'schen Feuerzeug hängt man in das Gefäß mit Schwefelsäure eine Glocke hinein, in welche der Zinkstücken hineintragt. Sobald die Schwefelsäure ihn erreicht, beginnt die Entwicklung des Gases, das durch eine feine, durch einen Hahn verschließbare Oeffnung entweicht. Ist der Hahn geschlossen, so drückt das weiter entwickelte Gas die Schwefelsäure in der Glocke herab, so daß alsbald ihre Verührung mit dem Zink und damit auch die Gasentwicklung aufhört.

Trotz der Ähnlichkeit mit dem Bischof'schen Feuerzeug ist dieser Apparat bedeutend einfacher; denn es braucht im Gefäße kein anderes Material mehr sich zu befinden, das außerhalb des Gefäßes durch eine metallische Leitung mit dem Zink verbunden ist. Es kommt hier eben nicht auf die Hervorbringung eines elektrischen Stromes, sondern lediglich auf die Erzeugung von Wasserstoffgas an. Das Eigenthümliche der Döbereiner'schen Zündmaschine besteht nicht in der Entwicklung, sondern in der einfachen und genialen Art der Entflammung des Wasserstoffgases. Das Metall Platin hat die Eigenschaft, große Mengen Wasserstoff an seiner Oberfläche haften zu lassen. Platin kann man in sehr feiner Vertheilung als sogenannten Platinschwamm erhalten, wenn man Platinalumina glüht. In noch feinerer Vertheilung, als schwarzes Pulver, erhält man es, wenn man eine Lösung von Chlorplatin mit Kalium mischt und mit Weinsäure bei beständigem Umschwenken im Wasserbade erhitzt. Der Platinschwamm bietet wegen seiner schwammigen Beschaffenheit der Luft, sowie jedem anderen Gase eine viel größere Oberfläche dar, wie ein Stück metallisches Platin. In noch höherem Maße gilt dies von dem schwarzen Pulver, das den

Namen Platinschwamm führt. Auf solchen in ein feines Gefäßlichen Platinschwamm oder Platinschwamm ließ man Döbereiner den in seinem Apparat entwickelten Wasserstoff strömen. Bei der schnellen und starken Verdichtung, die er hierbei erfährt, erhitzt er sich sehr stark; die Wirkung ist ähnlich, wie beim pneumatischen Feuerzeug, wo die schnell zusammengepreßte Luft sich erhitzt. Während dort aber ein Zündschwamm der brennbare Körper ist, der durch die heiße Luft in's Glühen versetzt wird, ist es hier der Wasserstoff selbst, der bei dieser Erhitzung Feuer fängt und die gewöhnliche Flamme liefert. Sobald der Hahn geöffnet wird, tritt die Wasserstoffentwicklung ein, und das gasförmige Wasserstoffgas strömende Wasserstoffgas entzündet sich alsbald, woraufhin man den Hahn dann wieder schließen kann.

Die außerordentliche Einfachheit des Apparates hat ihm eine weite Verbreitung verschafft, die durch die überhandnehmenden Zündhölzchen eingeschränkt wurde. Als unmittelbare Vorgänger des letzteren wollen wir zum Schluß noch ein chemisches Feuerzeug erwähnen, das von den bisher genannten sehr wesentlich verschieden ist.

Im Jahre 1806 hatte Berthollet die Bedingung gemacht, daß brennbare Körper sich nicht entzündet, wenn in ihrer Anwesenheit chlorwasserstoffsaure statt durch Schwefelsäure zerlegt wird. Schon in wenigen Jahren wurde hiervon eine Anwendung gemacht. Man stellte kleine Hölzchen her, die in einer Form bereits unseren Zündhölzchen gleichen, und überzog ihr eines Ende mit etwas Schwefel, das einer Mischung aus chlorwasserstoffsaurem Kalium und Zucker. Das chlorwasserstoffsaure Kalium zerlegt die Wirkung von Schwefelsäure zerlegt werden. Hierzu nöthige Schwefelsäure hält man in einem kleinen Gläschen, und zwar in der Weise, daß man etwas Asbest mit konzentrierter Schwefelsäure befeuchtet in dem Gläschen zur Hand halte. In dem Gläschen tauchte man ein Hölzchen ein resp. drückte es auf den Asbest, so daß es etwas Schwefelsäure aufnahm. Dann zog man es wieder heraus und mußte nun ein kleines Weischen warten, bis die Wirkung der Schwefelsäure auf das chlorwasserstoffsaure Kalium erfolgte. Die Zerlegung desselben trat dann alsbald ein, wobei sich der auf das Hölzchen gestrichene Schwefel entzündete.

Diese sogenannten Tauch- oder Tauchfeuerzeuge, welche zuerst im Jahre 1812 in Wien konstruirt wurden, haben sich länger als 30 Jahre erhalten, bis sie durch die Zündhölzchen, als deren unmittelbare Vorläufer man sie ansehen kann, allmählich, aber vollständig verdrängt wurden.

Hiermit wollen wir von den Feuerzeugen Abschied nehmen. Die kurze Uebersicht zeigt uns, wie der erfindertische Geist des Menschen immer neue Wege ersucht, um das mächtige Feuer, dessen Beherrschung und verständige Benützung überhaupt erst eine Kultur und ein menschliches Dasein ermöglicht, in seinen Dienst zu zwingen. —

## Eine Bergfahrt in Süd-Tyrol.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Wir hatten es also mit der Kellnerin zu thun, einer munteren Italienerin, in deren Munde das Tyroler Deutsch höchst drollig klang, die nur lachte, als wir auf dem Balkon Nüsse fanden, die zum Trocknen hängegetrocknet waren, und uns davon so viele aneigneten, als zum Dessert wünschenswerth schien, und die mir auch die Pilze, die ich aus dem Val Genova im Taschentuch mitbrachte, gratis zubereitete. Mit Rücksicht auf sie sei der Mantel der christlichen Liebe über die Rechnung gebreitet, die uns am Ende präsentiert wurde und die wiederum das rechnerische Genie der Italiener bekundete, das in der doppelten Nachführung seinen reinsten Ausdruck gefunden hat.

Der Führer Giacinto Collini stellte sich ein, als wir beim Abendessen saßen und erklärte sich nach einem prüfenden Blicke, der eine Inventur aller unserer physischen und moralischen Eigenschaften aufzählte, bereit, uns auf den Adamello zu

führen; einen zweiten Führer müßten wir freilich mitnehmen, auch wenn wir unser Gepäck selber tragen. Der Adamello gehört allerdings zu den Spizen, die eigentlich für jeden Touristen zwei Führer erfordern, und im Oktober ist die Sache der Schneefürme wegen doppelt ernst zu nehmen. Es kann ja auch einem Führer etwas Menschliches passieren und ohne Führer ist man dort oben verloren.

Zeitlich am anderen Morgen machten wir uns reisefertig und fanden nach eingenommenem Frühstück für das treulich geforgte, in der „Kuchel“ unsere beiden Führer: Giacinto Collini, hoch in den Bierzigern, mit leicht angegrautem Haar, aber wetterfest und kräftig, elastisch und aufrecht; man hatte sofort Vertrauen zu ihm; der Träger und Führer aspirant mochte ein hoher Zwanziger sein und hatte bei den Kaiserjägern seine drei Jahre gedient; er war gefällig und unverdroßen und wir sind mit Beiden in jeder Hinsicht zufrieden gewesen.

Da der Tag uns doch nur bis zur Leichter Mitte, dem Munglo (Schuhhaus) di Mandron, bringen konnte, hatten wir es mit dem Ausbruche nicht eilig; wir sind aber doch um sieben Uhr aufgebrosen, in ziemlich dichtem Nebel. Die am Mandrongler her entspringende Sarca, welche das Thal durchfließt, hat dasselbe weithin mit Gestein und Geröll bedeckt; man hat den Wildbach zwar durch Steinböden wieder eingeeignet, aber beim nächsten Hochwasser wird er dieselben überfluthen und neue Schichten von Gestein auf den alten ablagern; die geduldige Waldverwüstung scheint allen Thälern Tyrols dieses Schicksal bereiten zu wollen, ganz abgesehen davon, daß bei der Verwitterung der Dolomiten schon nach jedem starken Regen ein Theil des Schuttfranzes, der diese Berge umgiebt, mit den Wildbächen in's Thal geschwemmt wird. Um nach dem Mandronferner zu gelangen, hat man das auf

Stunden lange, wegen der Lawinengefahr fast unbewohnte Val di Genova zu durchwandern, das bei dem angeblich von Karl dem Großen erbauten Kirchlein San Stefano mit Obelastanten beginnt und sich in fünf Stufen, die man nach und nach, theilweise ziemlich mühsam, über loses Granitgeröll und erratische Blöcke und durch kleine Gießbäche zu erklimmen hat, bis zu den Regionen des ewigen Eises erhebt.

Auf dem schönen, stolzen Fall des Kardisbaches vorbei, wo auch der Aufstieg nach der Presanella beginnt, erreicht man, vielfach durch schönen Wald, die Malga di Vedole (Malga heißt ungefähr Alm), welche wegen ihrer Bergumrandung erst der sehr hochstehenden Sonne zugänglich wird. Hier erhebt sich die Klubhütte des Tridentiner Alpenvereins, und da wir unterwegs nur eine kurze Frischstücksrast gehalten hatten und noch drei Stunden ziemlich scharfen Zeigens vor uns lagen, würden wir hier auf jeden Fall eine Pause haben eintreten lassen, auch wenn die Scenerie nicht eine über alle Maßen großartige, ja in den Alpen wohl einzige wäre.

Im Mitten Wald, rechts und links mächtige, teilweise bewaldete Wände, vor uns die fremdbliche italienische Hütte und hinter dem prächtigen Lärchenwald, der sie umgibt, die Vedretta del Mandron (Vedretta = Gletscher), deren Eisstrom aus einem alten Felsstunde hervorbricht und wie ein blauer Mantel über die Felsen herabhängt. Andere Gletscher haben sich mit künftiger Neigung hinab in's Thal; hier hat man es mit einem fähen, steilen Absturz zu thun, und insobedessen oberhalb der Absturzstelle in einer fortwährenden Verwerfung, Spaltung und Bewegung der in diesem Fluß befindlichen Gismasse. Der Gletscher bildet Blöcke, Würfel, Säulen, Thürme, Pyramiden, kurz alle erdenklichen Formen, die in gesenktem Wirbel durch- und übereinander liegen, wo jede Nacht reihen neue gährende Klüfte auf, je am Morgen brechen Thürme donnernd zusammen. Das Eis blüht bald flühen im Sonnenlicht, bald hat es blaue, grüne und grüne Tinten; über dem Gletscherfeld aber erscheinen die Spitzen des Mandron alto, der Lobbia bassa und des Monte Meudaplo, der den zweiten Gletscher, die Vedretta della Lobbia, fast ganz verdeckt; erst vom Wege zur Leipsziger Hütte aus wird er sichtbar und vervollständigt das gewaltige Bild. Und damit es in dieser selbst den stolzen erdrückenden Umgebung auch an der ersten Mahnung nicht fehle, erhebt sich mitten auf der ebenen Alpe ein Kreuz zum Andenken an den unglücklichen Professor Maghetti, der in den Wänden beim Botanisieren durch Absturz den Tod gefunden, sich „zerfallen“ hat, wie der bezeichnende Ausdruck der Kiepler lautet.

Die italienische Hütte nimmt sich fast etwas kokett aus und gleicht eher einer Sommerfrische, als einer Schutzhütte, sie hat allerdings auch weniger auszuhalten, als der feste, erste Bau, den die Section Leipzig drei Stunden höher neben die kleinen Mandronseen (in Tirol wird jeder Tümpel „See“, jede Staube „Koch“ genannt, zur Auszeichnung dafür, daß Berge, wie der Brocken, noch als Col [Hügel] gelten) gesetzt hat, und in die man noch im Juni nur durch ein der Schießscharten ähnlichen Fenster gelangen kann, weil die Thür immer mit einer zoll-dicken Eiskruste versehen ist, die mit den Fingern losgeschlagen werden muß. (Inzwischen hat man ein großes, einstöckiges Haus neben den alten Bau gesetzt, der nur noch als Führerunterkunft dient.) Neben dem Rifugio di Vedole haben die Tridentiner eine Art Laube erbaut, hart am rieselnden Quell; wir waren boshaft genug, dieselbe „die Seufzerlaube“ zu taufen, denn ihre sonstige Bestimmung erschien uns unerfindlich. — Möglich, daß man an einem schönen Sommerabend in dieser Laube einen Romeo und eine Julia aus Mailand oder Brescia antrifft, die sich bei Mandrosinengeklimper ihre Unzertrennlichkeit klar zu machen suchen. Zu der mit Lebensmitteln gut versehenen Hütte fehlte es auch nicht an Jagdgewehren, die wohl Führern oder Hirten gehören mochten.

Wir hatten den von der Section Leipzig erhaltenen schmalen, aber sicheren und an kritischen Stellen besonders verstärkten Pfad schon eine Stunde

aufwärts verfolgt, der Wald hatte bereits aufgehört, und nur einzelne Stämme klommen noch an den Säulen empor, als mir der Zustand einiger verfaulter hohler Stämme dicht am Wege auffiel. Ich schenke solchen Stämmen, weil sie häufig Käferherbergen sind, stets meine Aufmerksamkeit, und so mußte es mich frappiren, daß ich in dieser Einsamkeit mehrere solcher Stämme mit größter Gewalt total auseinandergerissen und zerstört fand. Sollte hier vor einigen Tagen ebenfalls ein Käferstamm hergewandert sein und mit dem Bichel in die morsche Welt hineingestößert haben? Das war doch gar zu unwahrscheinlich; es fehlte mir aber an jeder anderen Erklärung, bis mir an einer feuchten und erweichten Stelle des sonst festen Weges der deutliche Abdruck einer Varentabe auffiel. Die Fußspur solcher Sohlengänger ist so charakteristisch, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. Nun begriff ich auch den Zusammenhang: Der Wäer wechselte hier herüber und hatte auch die Stämme zertrast, um zu den innen hausenden Ameisenkolonien zu gelangen. Ich zeigte stumm mit dem Bichel auf den Abdruck der Tabe. „Sapristi o Porso!“ („Teufel, der Wäer!“) rief der Führer wie elektrisiert aus und entwarf sofort einen Jagdplan, der unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Pinzolo in's Werk gesetzt werden sollte und auch wirklich in's Werk gesetzt worden ist. Als wir drei Tage später den Stelzwagen bestiegen, um nach Tione und dem Gardasee zu fahren, rückte ein volles Dutzend Jäger nach Vedole, um dem Wäer das Lebenslicht auszublafen. Der Zug hat übrigens keinen Erfolg gehabt. Der arme Meister Pev ist vorläufig davor bewahrt geblieben, neben dem Schicksalsgenossen Blas zu nehmen, der uns in einem Zimmer der Dependence der „Strome“ gezeigt wurde und der, wie man uns erzählt, drei Jahre vorher im Val di Genova erlegt worden war.

Die immer großartiger und wilder werdende Scenerie ließ die Wäer über ein mögliches Zusammenreffen mit dem Wäer bald verstummen. Die einzigen lebenden Wesen, deren wir noch ansichtig wurden, waren ein paar Schneehühner, die wir aus einer Bodenvertiefung dicht neben dem Pfade aufschreckten, und ein Nothschwänzen, das die nächste Umgebung der Hütte mit seinem Gezwickler erfüllte. Es war etwa drei Uhr, als wir die Hütte erreichten, deren man nicht früher ansichtig wird, als bis man fast vor ihr steht. Der Wäer, den man von der Steinbank vor der Hütte auf den Mandron- und Lobbiagletscher hat, ist reicher Lohn für einen Tagesmarsch, und immer wieder lehrten wir aus dem Inneren der Hütte auf die Steinbank zurück und verfaulen in stummem Anschauen all' der Herrlichkeit und finsternen Pracht. Die Führer hatten indeß Feuer gemacht und kochten Erbsenwurst, die sie doch der Polenta vorzogen.

Ich wählte aus den Vorräthen der Hütte noch eine Gulaschconserven, ein Nuhn hatten wir von Pinzolo mitgebracht, und so brauchten wir dem unfernen Leibern keine Stiefelwäer zu sein und konnten uns ausgiebig für die Strapazen des nächsten Tages stärken. Das Wetter war prachtvoll, der Himmel tiefblau und wolkenlos, die Fernsicht durch keine Spur von Dunst beschränkt; mich litt es also nicht in der Hütte, und da die nahe Cima di Presena nicht mehr zu erreichen war, so schlug ich den Führern vor, wenigstens bis zum Lago sereno (dem finsternen See) und in der Richtung des Passo dei camosci (Gemssepaß) emporzusteigen. Mein Freund, der das vom Fuhrer aufwärts etwas schmerzende Bein nach Möglichkeit schonen wollte, blieb zurück. Er wollte für's Stüttenbuch eine Skizze der Gletscher entwerfen, die, mit einer früheren verglichen, das Vorrücken oder Zurückgehen der Gletscher und die Verringerung oder Vermehrung ihrer Masse illustriren sollte. Ueber wußte Trümmer jeden Kalibers, die den Gedanken an einen Gipfelfesturz nahe legten, stiegen wir, einen Wall nach dem anderen überkletternd, bis zu dem tintenschwarz und regungslos in der Abenddämmerung daliegenden See empor und jenseits desselben noch ein Stück hinauf, bis das Stufen der Sonne zur Rückkehr mahnte und der warme, rosige Hauch, der die stolze Spitze der Presanella umflöß, zum frostigen Weiß verblüht.

Eisig wehte es jetzt von den Gletschern herüber und man suchte gern die behaglich durchwärmte Hütte auf, um noch ein Glas Hühnerwein zu trinken und dann um 8 Uhr unter die schweren, wolkigen Decken des Matratzenlagers zu kriechen. Das geschah aber erst, nachdem wir aus Insektenpulver eine schneeflocke Mauer um uns errichtet hatten, deren Ueberdrehung den braunen Zwirgern, an denen es in diesen Mitten wirklich auch nicht fehlt, herzlich sauer hätte werden sollen.

Das lägende Schnarchen des jungen Führers ließ mich nicht einschlafen; ich habe nur Viertelstunden lang in leichtem Halbschlummer gelegen und war ganz zufrieden, als Giacinto halb 3 Uhr zum Aufbruch blies. Die Tour nach dem Adamello muß jedenfalls so zeitig angetreten werden, damit man den Gletscher wieder hinter sich hat, ehe die Schneeburden, auf denen man die Spalten überdrehet, von der Sonne zu sehr erweicht sind, um die Last eines Menschen sicher zu tragen. Schlag 3 Uhr brachen wir denn bei Mondenschein auf, Giacinto mit der Laterne voran. Der Weg führte lange Zeit durch ein Trümmermeer, wie das oberhalb der Hütte; man wand sich zwischen Blöcken durch, balancierte auf ihnen hin, überkletterte sie, glitt an ihnen herunter und setzte in jedem Falle den Fuß genau dahin, wo vorher der des Vordermannes stand — ein Fehltritt und eine Sehne war angerissen oder gedehnt und mit der Hochtour war es aus. Immerhin bleibt dieses vorsichtige Marschiren, diese gespannte Aufmerksamkeit auf jeden Schritt, den der Führer thut, etwas äusserst Ermüdendes, namentlich wenn Laterne- und Mondlicht einander die Herrschaft streitig machen. Voran ging Giacinto, dann kam ich, als Dritter mein Freund, den Schluß bildete der zweite Führer; unsere Mucksäcke waren in der Hütte zurückgelassen und die Führer hatten die übrigen nach Möglichkeit erleichtert; sie enthielten nichts als eine Flasche Wein und etwas Proviant.

Endlich war die Steinletterei vorüber und wir standen am Rande des Mandrongletschers. Die Laterne wurde ausgelöscht und zurückgelassen; von jenem ab verbreitete die leuchtende Mondlicht genügende Selligkeit. Dafür wurden wir in der bisherigen Reihenfolge um die Brust angefaßt, eine Vorsicht, die bei Gletscherwanderungen unerlässlich ist. Werden die richtigen Entfernungen innegehalten und bleibt das um den linken Arm geschlungene Seil von Mann zu Mann schlaff, so mag immerhin Winter in eine verschneite Spalte stürzen. Die drei Anderen werden immer im Stande sein, ihn zu halten oder ihn wenigstens wieder herauszuziehen; ist das Seil straff gespannt, so kann der unerwartet Stürzende seine Nachmänner allerdings zu Boden reißen, und dann kann die Sache bedenklich werden. Der Gletscher war mit frischem Schnee bedeckt, in dem sich gut marschiren ließ; man benutzte so viel als möglich die Spur des Vordermannes und hielt überhamp Schritt. Vom Adamello noch keine Spur; der Corno bianco (das Weißhorn) verdeckt ihn vollständig. Der sanft geneigte Gletscher, über den die österrösch-italienische Grenze läuft, wird von ziemlich viel Spalten durchzogen, die aber nicht allzu breit sind und nur an den Enden grün auseinanderklaffen. Ost und ost mußte Giacinto, wenn er mit sondirendem Bichel die Schneeburden sofort durchstoßen hatte und dieser in's Leere fuhr, an mehreren anderen Stellen probiren, ob der Schnee in der Spalte größere Dichtigkeit hatte — schließlich fand sich aber doch immer eine Brücke, die hielt. Ost und ost ging er wie auf Eiern über die Brücke und rief uns warnend ein „Adagio!“ (sachte!) zu. Man kann sich denken, wie gewissenhaft solche Mahnungen befolgt wurden. Einmal gingen wir auch bis an den Rand einer offenen Spalte, um einen Blick in die gährende, grüne Tiefe zu werfen, die wie der Eingang zu der Götterkönigin unterirdischem Palaste sich aufthat fürchtbare Menschen mit schwachen Nerven thun aber besser, davon zu bleiben: man bringt sie kaum über keine Schneeburde mehr. Die ganze Landschaft ist vollständig arktisch; am Nordpol kann es auch nicht anders aussehen, und Bayer hat auf seiner Nordpolfahrt sicherlich so manches Mal an die Anquiltage gedacht, in denen er die Adamello Presanella

schlachtet werden.

An sonstigen Nachrichten bemerkenswert sind fast ausschließlich die — allerdings über England kommenden und gedrückten, sondern erwarten zunächst Anweisungen aus Tokio. Prinz Ching und Wangwenhiao sollen sich in Peking verborgen halten.

gruppe gewissermaßen entbede und die überhaupt erste Befestigung des Corno bianco und des Abamello ausföhrte. Man hat das Reich des Schnees und des Eises, des Todes und des Schweigens betreten, wenn man diese, in welchen, breiten, schön geschwungenen Wellen verlaufenden, grenzenlosen Schneefelder überschreitet; aus dem blendenden Schnee ragen die nackten, schwarzen Felspfähle unermittelt und trogig empor und werfen Schatten von unheimlicher, well nie gefeherer Tiefe und Schärfe. Es ist eine dem festen menschlichen Fuße sich feindlich verschließende Welt, deren Grenzen man überschritten hat und in der man wie von einem Taimel ergriffen vorbringt. Selbst der Schall der menschlichen Rede wird in der blühnen Luft zum tonlosen Gestülter, als nehme sie eine Gelfterhand uns unwillig vom Munde weg. Ich glaube gern, daß Viele von Schwindel, Kopf-schmerz, Nebelfeld und Npahlie, also von der Bergkrankheit in ihrer reinsten Form, befallen werden. Davon haben wir allerdings nichts zu erzählen; fetsch und leicht schritten wir dahin, die Stabflungen athmeten mit Entzücken die reine, herbe Luft, und daß die Gesichtsfarbe nach und nach in Rothbraun und Mahagoni überglug, infolge des grellen Reflexes des Sonnenlichtes auf den blendenden Schneefeldern, beunruhigte uns nur; was schabete es, wenn die Haut barst und das Gesicht sich schälte, trotzdem wir uns Hals, Gesicht und Hände mit Baseline eingerieben hatten? Sich einen Schneesturm in diesen Regionen vorzustellen, macht nervös. Giacinto erzählte uns, daß einige Wochen vorher ein Regen- und Schnee-

sturm losbrach, als er vom Corno bianco der Spitze zustrebte, und daß derselbe einen „Abler“ (wohl einen Falten) erfaßte und ihn wie einen Fegen auf das Schneefeld zu unserer Rechten warf. Da lag er noch mit ausgebreiteten Schwingen, erstarrt, mit gebrochenem Nacken, todt.

Welleicht wartete ein ähnliches Schicksal der beiden Falken, die wir lange als schwarze Punkte auf dem weißen Schneefeld beobachtet konnten, die uns nahe genug herantraten, um als das erkannt werden zu können, was sie waren, und die dann dem Corno bianco zuslogen, hinter dessen untersten Fackenvorsprüngen ihre spähenden Köpfe noch oft zum Vorschein kamen, als wir auf den vereisten Felsen am Fuße des Berges unser Frühlittel stellten. Als wir die Stelle erreichten, von der die beiden Mäuber aufgeklagen waren, fanden wir im Schnee eine Anzahl Federn, die kleinen Krallen-fißchen und das Köpfchen eines Nottschwänzchens, jedenfalls desselben, das am Abend vorher noch so sorglos die Debe um die Spitze mit den silbernen Noten seines bescheidenen Gesanges erfüllte, dessen Gezwitscher uns wie ein letzter Gruß aus der warmen, wohlthätigen Welt da unten angewüthet hatte. Ich steckte den kleinen Stoff mit den geschlossenen Augen und der zerzausten, rüthlichen Kiehe in's flache Trink-glas, das ich in der Brusttasche der Toppe trug, mein Freund nahm die Füßchen mit, die wir vor wenigen Stunden noch so hurtig über die Steine trippeln sahen.

Die Nothwendigkeit der Mast am Corno bianco

leuchtete uns selber ein, denn der Abamello war noch immer nicht sichtbar und von seinem Fuße aus begann erst die eigentliche Arbeit. Payer, damals österreicherischer Mappirungs-offizier in Venedig, hat seiner Zeit den Corno bianco für den Abamello genommen und sein Führer Botteri war, als sie die Spitze erstiegen hatten, sehr stolz darauf, die „Abestia brutta“ (also ungefähr „das Nuttier“) bezwingen zu haben; er wurde sehr kleinlaut, als ihm näher den wirklichen Abamello, dessen weißes Horn dort oben sichtbar war, zeigte und ihn über den Abamello anstärkte, und er ist denn auch hilslos und ge- blieben, als an der Wand des wirklichen Abamello das Stufenschlagen begann.

Und das war der berühmteste Gensfenjäger des Thals, der einzige Mensch, der in diesem Thal einigemmaßen Bescheid wußte!

Daß unser Sitz nicht zum längeren Verweilen einlud, wird man mir glauben; wir brachen wieder auf und drangen auf's Neue in die schnee- und Felswüste vor. Das fortgesetzte Wandern in diesen verzauberten Reiche erniedert die Kräfte, die Maßstäbe gehen verloren und alle Früchte erhalten etwas Fremdartiges und Unheimliches. So glaubten wir lange Zeit, auch zu unserer Verwunderung behne sich ein tieferes Schneefeld in's Unendliche zu erstrecken, bis wir erkannten, daß wir weiße Felsenmassen unter uns hatten, und daß die schneeigen Bergpyramiden nicht aus einer Schneewüste, sondern aus einem Wolkenmeer emporragten. (Schluß folgt.)



**Der Steinklopfer.\***

Er sitzt am Weg und klopft die harten Steine...  
 Die Straße staubt in weißer Sonnengluth...  
 Kein Mensch ist nahe.

Im schmalen Schatten einer Pappel ruht  
 Sein Milles Weib, den Sohn an junger Brust,  
 Und athmet leise.

Eintönig hallt sein harter Hammer Schlag.  
 Nur manchmal schaut er stumm auf seine Weiden  
 Mit nasser Stirn...

Aber aus seinem Klopfen klingt viel Glück.

Franz Ewers.

**Mittagspause in der Werkstat.** Den Vormittag über gab es tüchtig zu schaffen: Hier war ein Stuhl zu leimen und dort eine Leiste zu dem Wandschrank zu hobeln. Da flogen die Hobelspäne nur so, und der Leim schlug beim Erwärmen die schärfsten Wäfen. Im Flug war die Zeit bis zum Mittag vorbei; der Meister wurde es erit gewahr, als seine Frau mit den beiden Kindern ihm das Essen brachte. Der siebenjährige Wube hat dem Vater kann einen „Guten Tag“ gesagt; er hat es eilig, wenn er in die Werkstat kommt, er benutzt die Mittagspause dazu, um an seinem Käferkasten zu nageln und zu hämmern, was ihm freilich nicht immer recht nach seinem Wunsch gelingen will. Das kleine Schwesterchen hingegen kümmert sich mehr als der ältere Bruder um den Vater, der mit lachendem Gesicht das Kleine, zappelnde und vor Fremde freischende Ding, dem in heller Strampel-seligkeit der rechte Schuh abgegangen ist, hoch emporgelassen hat. Die Mutter hat den Eßentorb vor sich niedergelegt und schaut freudig nach ihrem Manne hinüber; sie ist gerade dabei, dem Vater die Suppe einzugießen. Tischlich und elegante Servirung kennt man in der Werkstat nicht; dem jungen Meister mundelet's auch ohne Stomfort, und namentlich an der Stelle besonders gut, an der er sich während des Vormittags durch fleißige Arbeit sein Mittagessen redlich verdient hat. Auch Wiege, die Werkstatstube, liebt diese Mittagspause; dem Eßentorb auf dem Fußboden entströmen zu schöne Gerüche, die auf ihr Stagenmässen noch angenehmer und verlockender wirken, als der schönste Marjebreten.

**Schutz- und Asylrecht bei den Beduinen der syrischen Wüste.** Dr. Max Freiherr von Oppenheim schreibt im

\* Aus „Die Perlenkammer“. Eine Anthologie moderner Erzähl. herausgegeben von Ludwig Gemmel. Schöffer & Wöfler, Berlin.

zweiten Bande seines Werkes: „Vom Mittelmeer zum Persischen Golf“ (Friedrich Meiner, Berlin, 1900): Das Schutz- und Asylrecht entspringt einer der edelsten Seiten des arabischen Charakters, der Großmuth, einem Verfolgten gegen seine Feinde, dem Schwachen und Hilflosen gegen den Starken Schutz zu gewähren. Jeder Fremde, der das Zelt eines Beduinen betritt, oder der nur innerhalb der Zeltstübe sich befindet, hat, so lange er sich dort aufhält, Anrecht auf den Schutz des Zeltbesizers. Hat irgend Jemand das Mahl eines Beduinen getheilt, so steht ihm auch, wenn er das Zelt verlassen hat, in den folgenden 3 1/2 Tagen dasselbe Anrecht zu, weil man annimmt, daß während dieser Zeit die genossenen Speisen im Magen des Bewirtheten bleiben. Wenn innerhalb dieser Frist von irgend einem Stammesgenossen des Wirthes der Gast beraubt worden ist, so wird zwiefellos durch die Vermittelung seines Besizers das entwendete Gut wieder herbeigeschafft. Das ist der sogenannte „Kleine Schutz“, zu dessen Ausübung Jeder verpflichtet ist, widrigenfalls er sich der allgemeinen Verachtung aussetzen würde.

Weiter geht der „große Schutz“, der gewährt wird, wenn ein Verfolger Jemanden um Hilfe gegen seinen Feind oder Bedränger anfleht. Es liegt auf der Hand, daß den großen Schutz nur ein reicher und mächtiger Mann gewähren kann, denn wenn die Verfolger in der Mehrzahl oder gar ein ganzer Stamm sind, so würde der Schutzherr gezwungen sein, ebenfalls seinen ganzen Stamm zur Hilfe aufzubieten. Deshalb wendet sich in einem solchen Falle der Hilfesuchende in der Regel an den Schach, der dadurch in eine sehr unangenehme Lage gerathen kann.

Im Allgemeinen gehen die Wüsten-Beduinen von dem Grundsätze aus, daß selbst dieser Schutz nur in den allerletzten Fällen abgeschlagen werden darf, daß man aber wegen der nicht vorauszu sehenden Konsequenzen berechtigt ist, die Nachsichung desselben nach Kräften zu erschweren oder unmöglich zu machen. Schon aus diesem Grunde bestehen verschiedene Formalitäten, die der Schutzsuchende zunächst erfüllen muß. Die einfachste Vorschrift besteht darin, daß der Verfolgte beim Eintritt in das Zelt eines Beduinen die Formel sprechen soll: „Dua Dachilaf“, d. h. wörtlich: „Ich trete bei Dir ein“ mit der Bedeutung: „Ich begehe mich unter Deinen Schutz“. Ferner soll der Schutzsuchende einen Knoten in sein Kopftuch (Keffije) schlagen, welchen der Wirth, wenn er den Schutz gewähren will, lösen muß. Ganz besonders verpflichtet ist der also Angerufene, wenn es dem Verfolgten gelingt, die Intervention seines Harems, der Frauen, auf irgend eine Weise zu erlangen.

Die drastischste Form dieser Anrufung des Asylrechts besteht darin, daß der Schutzsuchende sich bemüht, in die Frauenaabtheilung einzudringen und die Kleider oder die Brust einer der Haremsfrauen zu erfassen. Hierdurch stellt er seine Schutzbedürftigkeit als die eines Kindes

hin, das eine Frau um Hilfe anrufen muß, und der Wirth hält es nach Beduinenbrauch dann für seine Pflicht, ihn wie seine eigenen Weiber und Kinder, in deren Bezirk er sich geflüchtet hat, zu schützen.

Derselben Wurzel, wie das Asylrecht, entspringt die Gastfreundschaft der Beduinen. Selbst könnte man diese auch aus dem Selbsthaltungstrieb ableiten: in der Wüste giebt es keine Unterkunfts-häuser, und man ein Beduine einen Fremden, der sich betritt hat oder seine Gastfreundschaft anruft, bewirtheht, so mag er es allerdings von der Erwartung geleitet gethan haben, daß ihm in ähnlichen Fällen wieder vergolten werde. Aber die Art, wie gegenwärtig die Gastfreundschaft ausgeübt wird, und wie wir sie durch die Darstellungen der Geschichte und die Dichter schon seit Jahrtausenden kennen, geht weit über das Maß des Nothwendigen hinaus. Man wird ein Beduine einen Fremden unbewirtheht aus seinem Zelte gehen lassen, mag er noch so arm sein, und müßte er das letzte Schaf, das er besitzt, schlachten. Der Herr des Zelt-eilt zu dem Pferde des Fremden, versucht die Lasten und die Zigel festzuhalten und umfaßt mit Gewalt den Reiter, um ihn zum Absteigen zu bewegen. Hat der Fremde keine Zeit und will er überhaupt im Lager nicht anzuweilen, so werden ihm bereitwilligst von allen Seiten Ziegenmilch, Kameelmilch und andere Erfrischungen gereicht. Ein Beduine, der eine gewisse Würde repräsentirt, wie ein Stammeshaupt oder Schach, weiß nicht, wie er sich dem Gast gegenüber entschuldigen soll, wenn er ihm nicht theuere Luxusartikel, wie insbesondere Kaffee, dem Fremden in der Stadt ersehen muß, anbieten kann.

Das äußere Auftreten des vornehmen Beduinen, wenn er einen Gast empfängt, ist ein überraschendes Ansehen volles. Während seine Leute das Pferd des Gasten rings umher versorgen, empfängt der Hausherr ihn mit dem Gange des Zeltes und üßigt ihn in das Zelt zu führen und den Ehrensitz, dessen bisheriger Inhaber ihm zu dem Platz machen muß. Der Gast weiß dann, daß er hier zu Hause ist, daß er hier speisen und im Zelt schlafen wird. Gewöhnlich bleibt der vornehme Gast bei dem vornehmen Wirth drei Tage; während dieser Zeit wird auch seine etwaige Begleitung bewirtheht. Merkwürdig ist die anscheinend erst in neuerer Zeit aufgekommene Sitte, daß der Gast seinen eigenen Tabaksbeutel heranzubringen läßt, oder die ihm zugeworfenen, kurzen Thonpfeifen zu füllen muß, bis der Beutel leer ist. Wenn irgend ein Beduine stand die Bewunderung des Gastes erregt, so wird es die Sitte, ihm denselben als Geschenk anzubieten. Freilich handelt es sich dabei in der Regel nur um eine Höflichkeitsphrase, und die Annahme eines dergleichen Geschenkes ohne irgend welche Gegengabe würde als un-schicklich betrachtet werden.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Verantwortlicher Redakteur: A. Salomon-Lessen in Berlin. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co. in Hamburg.

Dreirädr. Kinderwagen zu verkaufen  
 Apfelftraße 13. II., Cass.

Jakobsstraße 50.